# Kurzer Abriß

der

neuesten europäischen

# Denkwürdigkeiten,

Politik, Religion, Sitten, Geschmack

und Litteratur betreffend.

---

## Zweyter Theil.

---

Berlin, 1789.

Zu finden bei Friedrich Maurer.

# Vorbericht.

Ich übergebe hiermit dem geneigten Leser die Fortsetzung meines kurzen Abrisses der neuesten Europäischen Denkwürdigkeiten, und versichere denselben zugleich, daß er keine weiter zu befürchten haben soll.

Die Ursachen, die mich zu diesem Entschlusse bewegen, sind verschieden. Ohne Zweifel ist dieß die wichtigste, daß, da mein Hauptzweck bey dieser Schrift darinne besteht, die vorgebliche neue Aufklärung und die gegenwärtige moralische Beschaffenheit der Länder freymüthig zu beurtheilen und meine Urtheile mit Thatsachen zu bestätigen, ich es ziemlich bedenklich finde, mit meinen Erzählungen bis auf das H. Römische Reich deutscher Nation und insonderheit bis auf mein werthes Vaterland zu kommen.

Ich gestehe es offenherzig, daß ich viel zu schwach bin, die unzähligen Bewunderer der neuern Aufklärung, dieses besonders in Deutschland so sehr verehrten Götzenbildes, welches die meisten nicht einmal recht kennen, sondern nur aus blinder Nachahmung, oder um nicht etwa für unverständig und unaufgeklärt gehal-

ten zu werden, lobpreisen, zum Schweigen zu bringen. Sie mögen also, da ich es einmal nicht verhindern kann, meinetwegen immer, wie dort der Pöbel zu Ephesus, fortschreyen: **Groß ist die Diana der Epheser! — Groß ist die Aufklärung unserer Zeiten!** —

Unterdessen bin ich nichts weniger, als ein steifer Verehrer der Zeiten unserer Großväter. Ich verkenne die Vorzüge nicht, welche den unsrigen vor jenen wirklich zukommen. Ich leugne nicht, daß wir es in manchen Künsten und Wissenschaften, z. B. der Staats- und Kriegskunst, dem Finanzwesen, der Oekonomie, der Physik, dem peinlichen Rechte, der Sprachlehre, der Völkerkunde*) u. a. weiter gebracht ha-



*) Hiervon zeugen die vielen Reisebeschreibungen, besonders von den nordischen Gegenden,

haben, als unsere Vorfahren. Allein in Ansehung der Philosophie, der Theologie, des Gewerbes, der feinen Lebensart, der Kunst, sich das Leben angenehm zu machen u. dergl. die man zu unsern Zeiten vor andern vervollkommnet zu haben vorgiebt, da muß ich bekennen, daß ihre vorgebliche Verbesserung, oder, um gleich das rechte Wort zu gebrauchen, Aufklärung, nur sehr schwache Beweise vor sich hat, und daß die Wahrheit und der Nutzen derselben, darum weil sich ein jeder diese Wissenschaften nach seinem Geschmack und nach seiner Einsicht er-

den, von Island, Siberien u. s. w. von der großen und kleinen Tartarey, von der Halbinsel Kamschatka und ihren Bewohnern, von dem Eylande der Otahayten und von andern sehr weit von uns entfernten Nationen, deren Sitten und Ge-

erklärt, auf sehr schwankenden Begriffen beruhen.

Unsre neueste Philosophie bestehet größtentheils aus einem Gewebe von Spitzfindigkeiten, Vernünfteleyen und Trugschlüssen, die offenbar auf Kosten der christlichen Religion und in der Absicht, sie über den Haufen zu werfen, gemacht und systematisirt werden: Oder ist wohl itzt eine andere Philosophie im Werthe, und hat den Ruhm Aufklärung zu verbreiten? — *) Unsere Theologie hat durch die Bemühungen verschiedener Reformatoren, die ebenfalls Aufklärer seyn



Gewohnheiten, Tugenden und Laster, wir zu unsern Zeiten fast genauer haben kennen lernen, als die unsrigen.

*) Die Kantische Philosophie macht sogar das Daseyn Gottes ungewiß und spricht demsel-

seyn wollen, in ihren vornehmsten Grundlehren alle nur mögliche Ungewißheit erhalten, so daß sie bald nichts mehr seyn wird und seyn kann, als ein leeres Geschwätz von Gott, der sich, wie man vorgiebt, deutlicher aus der Natur, als aus der Schrift, erkennen lassen soll; unser Gewerbe, das itzt wirklich blühender ist, als es vormals war, gründet sich auf die tiefsinnigsten Speculationen und fasset die ausgebreitetsten

ben das Recht ab, den Menschen Gesetze vorzuschreiben. S. Chr. D. Fr. Pezoldi Oservationes de argumentis nonnullis, quibus, Deum esse, Philosophi probant, adv. I. Kantium. Lips. 1787. Doch die Kantischen Bewunderer haben dem sel. Pezold den Vorwurf gemacht, (und wie konnten sie Kanten gegen ihn auch besser vertheidigen?) daß er die Meynung seines Gegners nicht verstanden habe.

tetsten Kenntnisse der Mittel in sich, nicht dem oft einreissenden Mangel abzuhelfen und die Noth leidender Brüder zu lindern, sondern jeden Vortheil, auch den allerkleinsten, zu benutzen, um immer reicher zu werden und große Schätze zu sammeln; denn das ist der Genius unserer Zeiten, wo alles auf das plus geht, oder nach einem höhern Erwerbe strebt; unsere feine Lebensart ist im Grunde nichts anders, als die Wissenschaft, Andere mit Artigkeit zu unterhalten, oder mit Verschlagenheit zu hintergehen; und was endlich die Kunst anbetrifft, sich das Leben angenehm zu machen, die man itzt vorzüglich zu schätzen und auszuüben pflegt, diese bestehet lediglich (und ich berufe mich hierbey auf die allgemeine Erfahrung,) in der Geschicklichkeit, gemächlich und ohne Sorgen zu leben, in dem Studio, alle Gewissensgrillen, wie man sie nennt, und alle verdrüßliche Gedanken an die Zukunft von sich zu entfernen, und

in dem Eifer, den sinnlichen Geschmack immer mehr zu cultiviren und aufs höchste zu treiben. Ich könnte hierüber viel umständliches sagen, und von dem, wie weit man es in unsern aufgeklärten Zeiten in allen Arten der Sinnlichkeit gebracht hat, unzählige Beyspiele anführen, allein, außer daß sie der Welt ohnedem schon bekannt genug sind, so trage ich allerdings auch Bedenken, meinen gesitteten Lesern und Leserinnen damit ein Aergerniß zu geben.

Ich kehre wieder zu meiner Schrift zurück, von der mir nur noch etwas weniges zu sagen übrig ist. Ich habe mich in dieser Fortsetzung bemühet, die Fehler zu verbessern, welche mir die allgemeine deutsche Litteratur-Zeitung, in der Recension des ersten Theils, glimpflich vorgerückt hat. Ob ich in dieser Bemühung glücklich gewesen bin, darüber kömmt es mir nicht zu, zu urtheilen. Das mögen die Her-

ren Verfasser gedachter Zeitung und das Publicum entscheiden. Es ist wahr, ich bin mir im ersten Theile, nicht sowohl in Ansehung des Plans, den ich gewiß so leicht nicht aus dem Gesichte verloren habe, als vielmehr in Absicht auf die Erzählung, nicht immer gleich geblieben. Oft hätte ich mich, z. B. bey Portugall, etwas weiter ausbreiten, und an andern Orten, als bey Holland, ein wenig kürzer fassen können. Allein es fehlte mir damals an der gehörigen Zeit, alles genau und sorgfältig gegen einander abzumessen, zumal da ich, nach dem Verlangen meines Verlegers, die Holländischen Händel bis zu ihrem Ende ununterbrochen forterzählen muste, und die Presse mich zu eilen trieb. —

Die Erfurter gelehrte Zeitung, wie sie sich nennt, hat mich zwar auch mit einigen Anmerkungen beehrt: Ich habe aber, leider! keinen

nen Gebrauch davon machen können. Man sieht es ihnen gleich an, daß ihr Verfasser sich eben nicht sehr aufs Kritisiren verstehen müsse, und daß er sich daher lieber auf etwas anders hätte legen sollen. — Allein die Zeiten sind schlecht — Alle Fächer sind überflüßig mit Subjecten besetzt — Man weis nicht mehr, welches Metier man ergreifen soll. — Doch weg mit diesen Klagen, die vergeblich sind, und die Recensent doch nur unter die Digreßionen setzen würde, die ihm an meiner Schrift so mißfallen haben! Ich will lieber einige von seinen scharfsinnigen Urtheilen anführen:

Gleich zuerst hält er sich über die geringe Stärke meines Buchs auf, (da man doch eben aus diesem Tadel abnehmen sollte, daß er selbst ein großer Liebhaber von Kleinigkeiten seyn müste) und nennet es ein Büchlein. Aber liegt wohl die Schuld hiervon an mir? Ohn-

strei-

streitig würde meine Schrift, zum wenigsten, 16 bis 18 Bogen stark geworden seyn, wenn sie allenfalls nur mit solchen Buchstaben und mit so weit auseinander gerückten Zeilen gedruckt worden wäre, als das Blatt des Herrn Recensenten.

In der Folge beschuldigt er mich einer sehr schlechten Kenntniß der gelehrten deutschen Frauenzimmer, weil ich der Spanischen Donna Maria — Gusmann y la Cerda, die vor wenig Jahren in Alcala Doktor geworden, keine andere, als die Dem. Schlözer in Göttingen, hätte entgegen zu setzen gewust. „Ein Beweis, fügt er hinzu, daß Madame Reiske und Clodius, (Neigen Sie sich, Mesdames! das ist ein Recensenten-Kompliment, welches nicht ohne Erwiederung bleiben darf,) und die Frau von der Recke ꝛc. ꝛc. ꝛc. ihm unbekannt waren.“ Vortrefflich geschlossen! Sind

denn

denn Madame Reiske und Clodius, und die übrigen, die auf der gelehrten Frauenzimmer-Liste des Herrn Recensenten stehen, so wie jene beyden Demoisells, Doctor oder Magister geworden? — Und das war doch eigentlich der Hauptpunct, worauf es bey meiner Vergleichung ankam. — Denn ich weis so gut, als Recensent, daß es uns an gelehrten deutschen Frauenzimmern gar nicht mangelt, und bin so wenig, als er, gesonnen, die eigentliche Gelehrsamkeit dem schönen Geschlechte anzupreisen, oder dem männlichen anzurathen, sich mit keinen andern Gattinnen, als mit studirten, zu verbinden. Ich weis also nicht, was der gute Mann haben will, wenn er, S. 5. seines gelehrten Zeitungsblattes, sagt: „Ueberhaupt dürften wenige Männer mit dem Wunsche des Verfassers übereinstimmen, daß Frauenzimmer Gelehrte werden sollen. „Diesen Wunsch habe ich nie geäußert, sondern blos, daß meine schö-

nen

nen Landesmänninnen, die, im ganzen genommen, leider! sehr unwissend und eitel sind, besser denken, reden und schreiben lernen möchten — das habe ich gewünscht und wünsche es noch.

Ich übergehe verschiedene kleine Ausfälle, die er hin und wieder auf meine Schrift gethan hat, und die, da sie nichts als seine Tadelsucht beweisen, nicht widerlegt zu werden verdienen. Dagegen will ich noch etwas von dem vortreflichen Urtheile anmerken, welches er, wie er sich ausdrückt, über meinen Witz gefällt hat. „Von seinem Witze, sagt er, mögen folgende Proben zeugen: Unter die Handlungen weiser und gutgesinnter Menschen rechnet der Verfasser billig die impertinenten Antworten der vorigen Generalstaaten auf die so glimpflich abgefaßten Königl. Preußischen Vorstellungen; sodann das zügellose Betragen der Zeitungsschreiber und Prediger

ger — ferner die Arretirung der Prinzeßin von Oranien ꝛc." — Hm! also weis der Mann nicht einmal, daß dieß eine Ironie, und zwar eine sehr bekannte Ironie ist, deren man sich schon tausendmal in ähnlichen Fällen ohne Widerrede bedienet hat? — Wenn mir, z. B. Jemand im Ernste sagen wollte, alle Urtheile des Erfurter Recensenten sind quasi ex tripode gesprochen und lauter sichre und unumstößliche Wahrheiten, und ich antwortete darauf: Ja! mein Herr, Sie haben Recht; ich kann Beweise davon anführen, und citirte ihm dann einige schiefe Urtheile aus den Erfurter gelehrten Zeitungsblättern, wäre das nicht offenbar eine sehr gemeine und verständliche Ironie, wider die gewiß kein Kluger etwas einwenden würde? — Eben so verhält sichs auch mit den von mir angezeigten Handlungen weiser und gutgesinnter Menschen. Weil, dem Vorgeben der meisten Journalisten nach, die ganze Welt damit

an=

angefüllt seyn soll, so habe ich auf eine bekannte ironische Art das Gegentheil davon gezeigt, und gleichsam darauf erwiedert: Ja! man siehts wohl an den Holländischen Patrioten, besonders an ihren Regenten, Predigern, Zeitungsschreibern u. s. w. Was das nicht für weise und gutgesinnte Menschen sind! —

Ich würde meinen Vorbericht hiermit endigen; allein es liegt mir noch etwas auf dem Herzen, das ich meinen Lesern ohnmöglich vorenthalten kann. Ich bin Willens, mich in Kurzem selbst in die Rolle der Recensenten einschreiben zu lassen. Die meisten Urtheile, die ich von diesen Herren bisher gelesen habe, machen mir hierzu allen Muth, und überzeugen mich, daß zu diesem Geschäfte wenig Mühe und Verstand gehören müsse. — Ja, ja, meine zukünftigen Herren Kollegen! schütteln Sie die Köpfe hierzu, wie Sie wollen. Es ist mein

Ernst, und ich finde bey der Sache gar keine Schwierigkeit. Oder habe ich nicht das nehmliche Recht, wie Sie, Andere, nach meinem Gutdünken, durch die kritische Hechel zu ziehen? Daran ist hoffentlich kein Zweifel. Ueberdieß muß mir das eben sowohl, als ihnen, zu statten kommen, daß es allemal leichter ist, etwas zu tadeln, als besser zu machen.

---

# Die Schweiz.

Eine glückliche Republik, die im Ganzen genommen, weder durch innerliche, noch durch äusserliche Unruhen erschüttert wird. Ihre Freyheitliebenden, altehrlichen Bürger scheinen noch immer der weichlichen Mode so wenig nachgeben zu wollen, als sie Lust haben, dem strengen Despotismus zu gehorchen. Ihre vornehmste Bemühung gehet immer noch dahin, wie sie, vermittelst ihrer fruchtbaren und gesegneten Ehen, die Regimenter ihrer Nation, in- und außerhalb Landes complet erhalten wollen.

Unnütze Neuerungen lieben sie nicht. Zu einer Zeit, wo fast alle Welt nach dergleichen begierig hascht,

und deßhalb nicht selten das beßre Alte von sich wirft, bleiben die Herren Schweizer größtentheils bey ihren Meynungen und Gewohnheiten. Ihre Regierungsform, ihre Kriegskunst, ihre Religion, ihre Kleidung und ihre Gelehrsamkeit sind, einige unbedeutende Veränderungen und Zusätze hin und wieder abgerechnet, noch immer dieselben, die sie vormals waren.

Ich lobe sie deßwegen. Ohne Zweifel sind sie hierbey ruhiger und vor tausenderley Ausschweifungen gesicherter, als viele von ihren Nachbarn, welche dem Eigensinne der Mode folgen und aus dem Denken ins Klügeln gerathen.

Indessen will ich hiermit keinesweges behaupten, daß es unter ihnen an Männern von Talenten und tiefen Einsichten fehle. So arm dieses Land auch außerdem an nützlichen Producten ist, so hat es doch eine ziemliche Anzahl glücklicher Genies, nur allein seit einem halben Jahrhunderte, hervorgebracht. — Bodmer, Breitinger, Haller, Sulzer, Geßner, Lavater, Iselin, Zollikofer u. a. können dieses genugsam bestätigen und mich der Mühe überheben, ihrer noch mehrere anzuführen.

Allein wenn man die Frage aufwerfen wollte, ob diese Männer zu der so hoch gepriesenen Aufklärung unserer Zeiten etwas beygetragen hätten? Und wie viel eigentlich? so würde ich in der That verlegen seyn, dieselbe zu beantworten.

Bod-

Bodmer und Breitinger waren allerdings zwo gelehrte und scharfsinnige Kunstrichter, aber vielleicht waren sie es nur, was ihre Sprache und ihre Dichtkunst anbelangt, hauptsächlich für die damalige Periode und die Schweiz. Ihnen kann man, von Seiten des obersächsischen Dialekts, ohngefähr Gottscheden und Schwaben entgegen stellen.

Haller, einer der größten Aerzte Deutschlands, (ich betrachte denselben hier nicht als Dichter,) ist unstreitig der einzige, der in seiner ohnedem sehr dunkeln Wissenschaft ein neues und verwundernswürdiges Licht angezündet hat. Dieses Verdienst muß ihm jedermann zugestehen, und wir sind ihm, wie ich glaube, für seinen Fleiß und für seine Entdeckungen in der Heilungskunst insgesamt Dank schuldig, wir mögen Aerzte seyn oder nicht, und in einem Lande leben, in welchem wir wollen.

Sulzer und Geßner, zwo Schriftsteller von Genie und Geschmack, der eine ein Lehrer der schönen Künste, der andere ein Beyspiel derselben, besonders in der Dichtkunst, und in dieser wieder vorzüglich in der Ekloge, beyde vortreflich, jeder in seiner Sphäre, das werden, das müssen alle Kenner von ihnen einräumen, aber eigentliche Welterleuchter und Reformatoren der Wissenschaften — dafür wird sie keiner erkennen.

Von Lavatern, Iselin und Zollikofern brauche ich nichts zu sagen. Alle Welt kennet ihre

Einsichten, ihren Geschmack, ihre Beredtsamkeit und ihren Ruhm. Aber Epoche hat keiner von ihnen gemacht. Sie haben sich blos vor ihren übrigen Landesleuten, als große Genies und geistreiche Schriftsteller, hervorgethan, und sind von auswärtigen Nationen auch als solche erkannt und gepriesen worden. — Zwar ist Lavater, vermöge seiner lebhaften Einbildungskraft, auf mancherley Meynungen gerathen, auf welche wohl so leicht kein anderer gefallen seyn würde; allein so neu und sonderbar dieselben auch sind, so hat er doch damit bey der Welt zur Zeit noch wenig Eingang gefunden. Seine Physiognomik — doch nichts weiter hiervon! Es möchte sonst ein Verehrer derselben darauf gebracht werden, meine unschuldige Gesichtsbildung abzuzeichnen und dem Publicum, als ein Muster einer spöttischen Physionomie, vor Augen zu legen. — —

Ungeachtet ich nun zwar von diesem berühmten Freystaate überhaupt bisher viel Gutes und Lobenswürdiges gesagt habe, so kann ich, (da es die Wahrheit der Geschichte und mein Zweck erfodern,) gleichwohl nicht unterlassen, von verschiedenen Theilen und Gliedern desselben insbesondere auch mancherley Schlechtes und Tadelnswürdiges zu bemerken. Das letztere, an republicanischen Unruhen und Verwirrungen so fruchtbare, Jahrzehend hat sich leider! auch in der Schweiz auf eine solche Art ausgezeichnet, die, wie ich dafür halte, dem Geiste unsers aufgeklärten und menschenfreundlichen Jahrhunderts nichts weniger, als zur Ehre gereichet. Ich kann dieß nicht nur mit der traurigen

Ge-

Geschichte Genfs, (von welcher bald ein mehreres folgen soll,) sondern auch mit den denkwürdigen Vorgängen in Freyburg und andern Städten beweisen, die zur schweizerischen Eyd- und Bundesgenossenschaft gehören, und wo seit einigen Jahren die Zwietracht ebenfalls, unter der Larve des Patriotismus, gewütet und ihre gewöhnlichen Greul um sich her verbreitet hat.

Die Regierungsform in Freyburg ist, wie bekannt, aristokratisch. Dieß wollten sich die Einwohner in der Stadt und auf dem Lande, ihres beständigen Gehorsams überdrüßig, nicht länger gefallen lassen, zumal da es ihnen schien, (ob mit Recht oder mit Unrecht, will ich nicht bestimmen,) daß der Magistrat die ihm anvertraute Gewalt mißbrauche und die Grenzen seines rechtmäßigen Ansehens überschreite. Sie drangen daher auf eine Aenderung in der Verwaltung ihres Staats, und bestunden darauf, daß dieselbe hinführo allgemeiner und demokratischer eingerichtet werden möchte. Hierwider setzten sich nun, wie man leicht denken kann, die Herren des Raths aus allen Kräften, und wollten eher alles wagen, als zugeben, daß ihre bisherigen Unterthanen neben ihnen als Kollegen Platz nehmen, oder mit ihnen zugleich das Regimentsruder führen sollten. Weil nun das Volk auf seinem Sinne eben so steif beharrte, so kann man sich leicht vorstellen, was für eine heftige Erbitterung unter diesen beyden Partheyen entstehen mußte. Wirklich ging dieselbe bey den mißvergnügten Bürgern so weit, daß sie das mit gewaffneter Hand zu erzwingen suchten, was sie durch sanfte Vorstellungen nicht zu erhalten vermochten. Sie rüsteten

sich daher, als ächte Schweizer Bundesgenossen, mit dem Geiste des alten Tells, ergriffen ihre entrosteten Flinten und Haudegen und marschirten damit trotzig nach dem Versammlungsplatze ihrer Obern, die ihnen keine Genugthuung geben wollten. Hier fanden sie aber eben so entschloßne Männer, als sie selbst waren, lauter geschworne Freunde des alten Herkommens, nicht zur geringsten Nachgiebigkeit bereit, sollte auch das ganze werthe Vaterland darüber zu Grunde gehen. Vergebens drohete ihnen sogar der, an Größe und Wuth immer zunehmende, Haufe der Unzufriedenen, bey seinem ehemaligen Schutzherrn, dem Kayser und Reiche, Hülfe zu suchen, oder sich dem Zepter des Königes von Sardinien zu unterwerfen. Nichts konnte die weisen Väter der Stadt bewegen, ihren Entschluß zu ändern. Lieber wollten sie ihre eigene und der ganzen Stadt Freyheit verlieren, als etwas von ihren hohen Majestätsrechten ihren Bürgern abtreten. Endlich als die Verwirrung immer heftiger wurde, und ein völliger Umsturz des Staats befürchtet werden mußte, schlugen sich einige benachbarte Cantons ins Mittel, welche durch ihre Truppen den Lärm stillen, und dem widerspenstigen Volke die bereits abgeworfenen Fesseln wieder anlegen halfen.

Eben so ging es der Stadt Stein, welche beym Ausflusse des Rheinstroms aus dem Bodensee eine sehr angenehme Lage hat. Durch das Beyspiel Freyburgs zur Nachahmung gereizt, wollte sie sich ebenfalls unabhängig machen und eine neue Regierungsform einführen; aber ihre mächtigen Schirmherren, die

Zür-

Zürcher, welche an dergleichen politischen Neuerungen keinen Gefallen tragen, widersetzten sich ihr standhaft, und fanden endlich Mittel, die schwierigen Gemüther zu besänftigen, und ihre alten Hoheits- Schutz- und Schirm-Rechte zu behaupten.

Auch in Basel thaten sich um diese Zeit Unruhen hervor, wozu folgendes die Veranlassung war: Es ist von ieher dieser Stadt Gebrauch gewesen, mit der Ertheilung ihres Bürgerrechts sehr kostbar zu thun. Rom, die ehemalige Hauptstadt der Welt, konnte sich nimmermehr auf die Ehre ihres Indigenats so viel einbilden, oder sich so lange besinnen, ehe sie einen würdigen Fremdling in die Zahl ihrer Bürger aufnahm, als heut zu Tage Basel, die doch mit jener in gar keine Vergleichung kömmt. Ohnstreitig ist dieß die Ursache, warum dieser Ort so schlecht bevölkert ist, und um die Hälfte weniger Einwohner hat, als er, seinem weitläuftigen Umfange nach, fassen könnte. Hierüber gingen endlich einigen klugen Rathsgliedern die Augen auf, besonders da der Abgang der alten Bürger dadurch, daß man die Annahme neuer seit 16 Jahren gänzlich unterlassen hatte, immer sichtbarer wurde. Sie trugen also ernstlich darauf an, daß man jenes unbillige und schädliche Gesetz, nach welchem alle, die keine Eingebohrne sind, von dem Bürgerrechte und von allen Ehrenämtern in Basel ausgeschlossen werden, wo nicht völlig aufheben, doch wenigstens sehr einschränken und mildern sollte. Dieser Antrag, so edel und patriotisch er war, fand gleichwohl, als er von dem hohen Rathscollegio in Ueberlegung genommen wurde, so vielen

Widerspruch, daß die Urheber und Vertheidiger desselben mehr als einmal den Verdruß hatten, sich damit abgewiesen zu sehen. Hieran waren, wie es damals in Basel hieß, einige angesehene Personen Schuld, welche der Eigennutz beseelte und eine falsche Politik beherrschte. Vielleicht wollten sie die Ehre ihres Bürgerrechts sehr theuer verkaufen, oder hielten es für zuträglicher, wenig Bürger, aber reiche, als viele und dürftige zu haben. Dergleichen Leute findet man in einem jeden, auch noch so aufgeklärten Staate, (ich rede hier blos von dem Eigennutze und der falschen Politik,) wie vielmehr also in einem solchen, über dessen politischen Himmel noch dunkle Wolken hängen! Doch da die Zahl derer, welche die Nothwendigkeit, neue Bürger anzunehmen, erkannten und behaupteten, immer mehr anwuchs, so sahen sich ihre Gegner, nach einem langen und hitzigen Wortgefechte, endlich genöthigt, nachzugeben. Unterdessen konnten jene gleichwohl nicht verhindern, daß man den Candididaten des Bürgerrechts die Gelangung zu demselben äußerst erschwerte. Man schrieb ihnen nehmlich große Eintrittsgelder vor, die fast jedermann davon abschrekken musten. Man machte die Einrichtung, daß Capitalisten 400 Caroline, Kaufleute 300, Gelehrte und Handwerker 100 bezahlen sollten. Daß Gelehrte und Handwerker hier in eine Klasse gesetzt wurden, wird vielleicht manchen studirten Leser Wunder nehmen. Ich leugne es nicht, es hat mich ebenfalls befremdet. Vermuthlich aber hat man dabey besonders auf ihren beyderseitigen Erwerb gesehen, der freylich dem, welchen die mehresten Rathsherren, Kaufleute, Künst-

ler und dergl. Leute haben, bey weitem nicht beykömmt. Oder sollte man in Basel die Gelehrsamkeit wirklich verachten und einem gemeinen Handwerke gleich schätzen? — So wünschte ich, zum Besten dieser berühmten academischen Stadt, daß ein zweyter Erasmus in dieselbe käme, der sie von dem Werthe der Wissenschaften und den Vorzügen ihrer Verehrer von neuem unterrichtete. — Doch ich kehre noch einen Augenblick auf die beyden Partheyen zurück, welche sich in Basel über die Annahme neuer Bürger stritten. Diese verglichen sich endlich dahin, daß nur diejenigen das Bürgerrecht erhalten sollten, welche — die meisten Verdienste hätten? — Nein! — Ein ehrliches Gewerbe trieben? — Auch nicht! — Das vorgeschriebene Geld zahlten? — Ja! aber dabey doch noch diese Bedingung eingingen — Bürgerstöchter zu heurathen.

Da Bern der größte Kanton der Schweizer Eydgenossenschaft ist, so kann ich nicht umhin, bey dieser Gelegenheit auch ein Wörtchen von ihm zu sagen. Vielleicht möchte man begierig seyn zu wissen, wodurch sich denn dieser wohl in unsern aufgeklärten Zeiten vor andern denkwürdig gemacht hätte? — Hierauf antworte ich mit Recht: Dadurch, daß er, bey so vielen verführerischen Beyspielen, die ihm von allen Seiten gegeben werden, doch seinen alten guten Sitten noch treu bleibt und von der gegenwärtigen Religionsverbesserungssucht, die einem verzehrenden, epidemischen Fieber gleicht, sich nicht anstecken läßt. Inzwischen werde ich weiter unten dennoch einen gewissen Fehler

an ihm tadeln müssen, der unsern Zeiten besonders sehr anstößig ist, nehmlich die Intoleranz, im ächten Sinne des Worts, wo das Gegentheil keinen unchristlichen Indifferentismus, wie gewöhnlich, sondern die allgemeine duldende Nächstenliebe anzeigt. Nie darf ein Verehrer der Religion vergessen, daß der Feind seines Glaubens noch ein Mensch ist.

Von diesem Fehler ist Zürch, die Wahrheit zu sagen, mehr, als zu weit entfernt. Dieser aufgeklärte Kanton ist das Vaterland eben so vieler duldsamer Theologen, als einsichtsvoller Staatsmänner, und überhaupt einiger der größten Genies unseres erleuchteten Jahrhunderts. Der regierende Senat besteht aus Männern, die sich von dem Pöbel eben sowohl durch ihre Klugheit, als durch ihre Geburt unterscheiden. Die Religion, die in diesem Kanton herrscht, ist reformirt und von alle dem, was man Ceremonie nennt, dermaßen gereiniget, daß man sie selbst zu einer Ceremonie machen müßte, wenn man ihr dergleichen noch Schuld geben wollte. Die Weltweisheit hat da ihre Verehrer, so gut, als irgendwo, und der Gebrauch der Vernunft ist da niemanden verboten. Dessen ungeachtet sind die Herren Zürcher so wenig ohne heftige Leidenschaften, so wenig, in Ansehung der Religion, der Staatsverwaltung, der Rechtspflege und der Criminalgesetze, fehlerfrey, als irgend ein Ort in dem ganzen protestantischen Deutschlande. Ihre Gerechtigkeit ist strenge, oft zu übertrieben strenge, wenigstens in dem Falle, wo ihr leibliches Interesse hauptsächlich in Gefahr geräth. Wasers Beyspiel kann

dieses bestätigen. Dieser Mann, von dem sie selbst gestehen, daß er von großer Gelehrsamkeit, ausgebreiteten Kenntnissen, und überdieß ein Geistlicher gewesen sey, der keine gemeinen Gaben besessen habe, wurde vor einigen Jahren in Zürch mit dem Schwerdte hingerichtet. Vielleicht hätten sie um dieser Eigenschaften willen seiner schonen und das Amt, das er bekleidete, in seiner Person um destoweniger verunehren sollen, zumal da sein Verbrechen ohnedem nur politisch war. Man weis, wie leicht der gemeine Haufe sich an solchen Opfern der Justiz zu ärgern pfleget, und wie geneigt er ist, den Schandfleck, den er an einem Diener der Religion bemerkt, auf sie selbst zurückzuwerfen. Man müßte denn hier annehmen und behaupten wollen, daß der Schweizer Pöbel abstracter und weniger sinnlich dächte, als jedweder anderer. — Die Katholiken scheinen mir hierinne ohnstreitig vernünftiger zu Werke zu gehen, indem sie ihre geistlichen Missethäter nicht so öffentlich zur Schau ausstellen und das, Kreuzige! von dem Pöbel über sie ausrufen lassen, sondern vielmehr das Laster derselben, welches, überall bekannt gemacht, nur Aergerniß stiften würde, unterdrücken und demungeachtet im Stillen vielleicht nicht weniger bestrafen. — Man wende hier nicht ein, daß ein öffentliches Verbrechen auch öffentlich geahndet werden müsse. Was heißt in diesem Falle öffentlich? Wer wußte von Wasers Verbrechen etwas, als der Magistrat? Und wer war Schuld daran, daß es unter dem Volke ruchtbar wurde, als eben derselbe? —

Das

Das Publicum ist lange Zeit ungewiß gewesen, womit der unglückliche Mann sich eine so harte und schimpfliche Strafe zugezogen habe. Anfänglich hieß es, er habe dem Kanton Schweiz, mit welchem Zürch viele Jahre, wegen der Oberherrschaft über den Zürcher See, in Streitigkeit verwickelt war, nicht nur eine zur Widerlegung der Rechtsgründe des Zürcher Magistrats dienliche Schrift zugeschickt, sondern ihn auch mit verschiedenen Documenten, als so vielen Hülfsmitteln gegen seine Gegner, die Zürcher, unterstützt.

Ohne hier die Anmerkung zu machen, daß, wenn dieses die Wahrheit gewesen wäre, das Recht der Zürcher bey diesem Handel auf sehr schwachen Füßen gestanden haben müsse, will ich nur soviel hinzufügen, daß der Kanton Schweiz selbst diesem Gerüchte in der Folge öffentlich widersprochen und dabey ausdrücklich versichert hat, daß er in seinem Streite mit Zürch keiner fremden Hülfe, am wenigsten aber solcher Mittel, als Untreue und Verrätherey, nöthig habe.

Hierauf wollte man behaupten, Wasers Verbrechen habe darinne bestanden, daß er der Welt in dem 31 und 32sten Stücke des Schlözerischen Briefwechsels unerlaubte Nachrichten von den Zürcher Einrichtungen mitgetheilet habe. Ein sehr seltsames Vorgeben, das aber doch nicht völlig ohne Wahrscheinlichkeit ist. Denn besagt nicht Wasers Todesurtheil mit klaren Worten, daß er eine lügenhafte, ganz erdichtete, (die Worte sind hier mit Fleiß gehäuft,) und einig und allein zu Erweckung

Unruhe und Mißvergnügens abzweckende Schrift durch den Druck öffentlich habe bekannt machen lassen? — Aber was für wichtige, ganz besondere und äußerst geheimnißvolle Einrichtungen müßten das nicht seyn, die, (man denke nur!) zu verrathen, ein Verbrechen wäre, durch welches man das Leben verwirken, oder das man nicht anders, als mit seinem Blute büßen könnte! —

Wie dem auch seyn mag, genug, Waser hatte der Welt etwas entdeckt, was dem Kanton Zürch entweder nicht zur Ehre gereichte, oder dessen Vortheilen Abbruch that, oder gar beydes verletzte. Es scheinet, als wenn sich die Zürcher schämten, von dem Verbrechen des Mannes ohne Bemäntelung zu reden, weil sie sich mit Fleiß so dunkel darüber ausdrücken. Vermuthlich hatte man demselben, wie sich selbst aus einigen Worten seines Todesurtheils nicht unwahrscheinlich schließen läßt, irgend in einer Sache zu viel gethan, und ihn dadurch gereizt, auf ein Mittel zu sinnen, sich an seinen ungerechten Mitbürgern zu rächen. Ich bin weit davon entfernt, die Selbstrache zu billigen, am wenigsten an einem Geistlichen, aber ich verabscheue nicht minder auch ein solches Unrecht, welches vermögend ist, sogar einen Geistlichen zu nöthigen, ein boshafter Selbsträcher zu werden. Das Mittel, dessen sich der verblendete Waser bedienete, seiner eigenen Meynung nach, Böses mit Bösem zu vergelten, war, wie man damals aus Zürch versicherte, außer der ihm Schuld gegebenen lügenhaften Schrift, die Ableugnung einiger ihm von dem Magistrate anvertrau-

ter Documente. Was aber das für Documente gewesen, und wieviel, zur Erhaltung des gemeinen Besten, darauf angekommen sey, davon sagten damals die Herren Zürcher kein Wort, wie doch schlechterdings hätte geschehen sollen, um alle Welt zu überzeugen, daß sie dem armen Manne nicht Unrecht thaten. Keine Obrigkeit darf verlangen, daß man ihr in solchen Fällen aufs Wort glauben soll. Als indessen Waser in seiner Ableugnung fortfuhr, offenbahrte sichs, daß es in Zürch noch üblich war, verdächtige Personen, oder leugnende Missethäter auf die Tortur zu bringen. Sollte mans wohl glauben? Zürch, das aufgeklärte Zürch, hing zu einer Zeit, (und hängt vielleicht noch,) an einer barbarischen Gewohnheit, die alle gesittete Staaten schon längst abgeschafft haben? — Gewiß, würde der unglückliche Waser sich derselben haben unterwerfen und als ein Mann, der zu einer solchen Art Leiden nicht abgehärtet war, alle ihm beygemessene Unthaten, auch wenn er sich deren gar nicht bewußt gewesen wäre, haben bekennen müssen, hätte er nicht zuletzt die ihm vorgelegten Fragen freywillig bejahet und sich dadurch die ihm angedroheten Martern glücklich erspartet.

Doch da man vielleicht neugierig seyn möchte, sein Todesurtheil selbst zu lesen, um daraus die eigentliche Beschaffenheit seines Verbrechens, wo möglich, genauer kennen zu lernen, so will ich dasselbe größtentheils von Wort zu Wort abschreiben und meinen Lesern um desto lieber damit aufwarten, da es zugleich einen Beweis enthält, wie schleppend und schwerfällig

noch

noch der Stil des Zürcher Rathhauses seyn müsse. So lautet es:

„Nachdem Heinrich Waser — der un„glückliche Mann — ohne Pein und Marter — „(NB.) bekannt, daß er — eine lügenhafte, ganz „erdichtete und einig und allein zu Erweckung Unruhe, „und Mißvergnügens abzweckende Schrift durch den „Druck öffentlich bekannt machen lassen — über das „verschiedene ihm zum Durchgehen, und allenfalls be„nöthigten Ausbesserung in denen davon gemacht wor„denen Abschriften sich befindlicher Fehler, anvertraut „gewordene in dem Stand höchstwichtige Original-Do„cumente auf eine äußerst gefährliche Weise hinterhal„ten, zu wiederhohlten malen höchstfrech abgeleugnet „und solche sich in der treulosen und landesverrätheri„schen Absicht, wegen vermeynt erlittenen Unrechts, „im äußersten Fall der Noth damit Repressalien gegen „sein Vaterland zu gebrauchen, mit welchem er in kei„ner Verbindlichkeit mehr zustehen, beglaubt gewesen „u. s. w. Als wird hierauf zu ihm mit Recht gerich„tet, daß er dem Scharfrichter anbefohlen werde, der „ihm (NB.) die Hände vor sich binden, ihn auf die „gewöhnliche Wahlstatt führen, und ihm daselbst das „Haupt mit einem Schwerdte von dem Körper weg„schlagen soll u. s. w. Zürch d. 27. May 1780."

Dieses harte Urtheil wurde auch wirklich an Wasern vollzogen, ungeachtet verschiedene auswärtige Standespersonen und, wie es damals hieß, sogar eine fremde Regierung sich für ihn verwendeten und den Ma-

gistrat

gistrat in Zürch ersuchten, ihn wenigstens mit der Todesstrafe zu verschonen und dieselbe allenfalls in ein ewiges Gefängniß zu verwandeln. — —

Ich entferne mich von diesem blutigen Schauspiele, und wende mich zu andern, deren Anblick vielleicht nicht weniger schrecklich ist. Mit einem Worte, ich will itzt von dem bekannten Bürgerkriege in Genf reden. Leider! wird auch dieser einen Beweis ablegen können, daß in allen, auch den gesittetsten Ländern die Menschen jederzeit Menschen bleiben, die bey ruhigen Leidenschaften weise und glücklich zu seyn scheinen, bey stürmischen aber gegen Glück und Ehre, Tugend und Rechtschaffenheit, Freundschaft und Menschenliebe, Gott und Vaterland die größte Geringschätzung blicken lassen.

Langwierig und schrecklich waren die Unruhen, welche vor einigen Jahren Genf, diesen so berühmten Sitz der Künste und der Wissenschaften, der Handlung und des Gewerbes, des Friedens und der Eintracht zerrütteten. Die Ursache war, weil der Magistrat vergaß, wie er befehlen, und die Bürgerschaft, wie sie gehorchen sollte. Stolz und Herrschsucht bemächtigten sich des erstern, und Hang zur Freyheit und Ungebundenheit der letztern. Hieraus entstund nach und nach eine solche Trennung der Gemüther, die alle wahre Vaterlandsliebe aus beyden verdrängte und jeder ernstlichen Betrachtung der Ehre und des Wohlstandes in ihnen den Weg verschloß. Eine jedwede von den zwo mächtigen Partheyen, in welche die Stadt sich theilte, be-

strebte sich aus allen Kräften, die andere zu überwältigen und zu unterjochen. Die eine, welche aus den Anhängern des Magistrats und der Aristokratie bestund, hieß man die Negatifen. Die andere, welche die Häupter des Volks und die Vertheidiger der Demokratie in sich faßte, führte den Namen der Repräsentanten.

Alle Versuche, neutraler Mächte, beyde mit einander auszugleichen, waren vergebens. Weder die eine, noch die andere, wollte billigen und uneigennüzzigen Vorschlägen Gehör geben. Der Magistrat war durchaus nicht zu bewegen, von seiner sich einmal angemaaßten Herrschaft etwas nachzulassen, und die Bürgerschaft konnte sich eben so wenig entschließen, von ihren alten Rechten und Freyheiten, besonders denen, die ihren Einfluß in die Verwaltung des gemeinen Wesens betrafen, im mindesten abzugehen.

Man wollte damals behaupten, daß Frankreich dieses politische Feuer ebenfalls angefacht habe. Zur Ursache führte man an, daß dieses Reich auf den Flor der Genfer Fabriken jederzeit eifersüchtig gewesen wäre, und schon längst eine gute Gelegenheit, durch den Sturz derselben den ihrigen aufzuhelfen, gesucht hätte. Itzt hätte sich eine solche Gelegenheit gefunden, und Frankreich sich ihrer bedienet. Ich lasse die Wahrheit oder Falschheit dieser Behauptung an ihren Ort gestellet seyn. Wer einmal in einem üblen Verdachte ist, der muß sich immer etwas böses nachsagen lassen. Wie ging es dieser Krone bey den Holländern? Sollte sie

nicht diese Herren ebenfalls wider einander aufgehezt haben? Vielleicht war es das nehmliche Vorurtheil, nach welchem man von ihr, in Ansehung der Unruhen in Genf, schloß. Ich wenigstens kann mich nicht ganz davon überzeugen, daß sie dieselben wirklich angestiftet oder vermehret hätte. Denn gab sie sich nicht alle Mühe, in Verbindung mit dem Könige von Sardinien und dem Kanton Bern, die verlorne Eintracht in Genf wiederherzustellen? *) Was konnte sie dafür, daß die Erbitterung von beyden Seiten bereits zu groß war, und keine vernünftigen Vergleichsvorschläge bey ihnen mehr Statt finden wollten? So gut sie es auch, meinem Bedünken nach, mit den letztern meynte, so schlecht wurde sie damit von den Genfern, besonders den Demokratischgesinnten, abgewiesen. Diese hartnäckigen Patrioten machten sich vielmehr gefaßt; den ungebetenen Vermittlern, falls sie suchen würden, ihren Vorstellungen mit Gewalt Nachdruck zu verschaffen, die Spitze zu bieten. Sie setzten sich daher, als jene Ernst aus der Sache machten, und mit einem kleinen alliirten Heeren das Gebiet der Republik einschlossen, in den besten Vertheidigungsstand, übten sich täglich in den Waffen, besserten die alten Bollwerke aus, pflanzten Kanonen auf die Wälle, visitirten die Schießlöcher, aus welchen sie Kugeln von allerlei Kaliber unter die Feinde spielen lassen wollten, und theilten unter ihre Anhänger (dieß ist hauptsächlich von den Repräsentanten zu verstehen; denn die despotischen Herren Negatifen mußten indessen, bis jene Mächte ihre Sache

*) Dieses geschahe sonderlich im Jahre 1782.

Sache ausgeführet hatten, zu Kreuze kriechen, ) scharfgefüllte Patronen aus. Mit einem Worte, Greise und Knaben, Reiche und Arme, Gelehrte und Ungelehrte, Kaufleute und Künstler, alles versahe sich mit Gewehr und eilte damit nach den Wällen. So gar in das zarte Geschlecht der Frauenzimmer fuhr der Geist des Patriotismus und des Heldenmuths. Sie eilten schaarenweise nach den Festungswerken, um daran zu arbeiten. Einige ließen sich sogar die Haare abschneiden, um, in Ermangelung des Hanfes, Stricke daraus zu verfertigen. Andere sorgten indessen für Leinewand zu Pflastern und Bandagen, oder machten Wieken zurechte, um sie in die Wunden derer zu drehen, die etwa nächstens mit dem Feinde in ein blutiges Handgemenge kommen dürften. Wieder andere trugen für diese künftig Verwundeten eine Menge Betten zusammen, und halfen mit dahin sehen, daß zu Heilung derselben noch 36 rüstige Barbiergesellen und einige Ober-Chirurgen angenommen wurden. Nichts war den Herren Patrioten in dieser unruhigen Republik hierbey zu theuer oder zu heilig. Selbst der Gotteshäuser wurde bey dieser Gelegenheit nicht geschonet. Man entblößte sie von ihrem Schmucke und richtete sie zu Magazinen und Lazarethen ein. Zu gleicher Zeit durchsuchte man die Wohnungen der Negatifen, nachdem man ihre Besitzer entwaffnet hatte, mit aller Schärfe, begegnete den Geiseln, welche man von der Gegenparthey genommen hatte, hart, und legte sogar unter die Häuser, worinne dieselben aufbewahret wurden, 5 Fässer Pulver, um diese Unglücklichen, bey der ersten Gewaltthätigkeit von außen, in die Luft zu sprengen.

 Je

Je näher das Heer der vermittelnden Mächte an die Stadt rückte, je stärker wuchs in ihr der Muth der heroischen Bürger. Jeder suchte dem andern ein Beyspiel der Tapferkeit zu werden und zu großen Thaten ihn anzufeuern. Das schöne Geschlecht bewies auch hier wieder eine ganz besondere Seelen-Größe. Man versicherte damals zuverläßig, daß die patriotischen Weiber und Mütter in Genf ihre in den Waffen stehenden Männer und Söhne ermahnet hätten, für die Freyheit ihres geliebten Vaterlandes bis auf den letzten Blutstropfen zu fechten. Im Fall sie sich aber feigherzig erweisen und schimpflich die Flucht ergreifen würden, hätten sie ihnen gedrohet, zu ihrer Beschämung ihnen dasjenige zu zeigen, was einst die edlen Perserinnen ihren Männern und Söhnen gezeigt hätten, als diese vor den braven Medern flüchtig zu ihnen zurückgekommen wären. *) Sagt ihr Männer unter den Deutschen! war das nicht ein Muth, der in unserm weichlichen Zeitalter kaum von euch zu erwarten stund? O wie wenige unter euch würden bey so gefährlichen Umständen, wenn der Vertheidiger flieht und der Feind im Nachsetzen ist, das Herz haben, von jener auch nur die Gegenseite zu entdecken! Denn wie leicht könnte es geschehen, daß euch, wenn ihr so viel Blöße gäbet

*) Iustin. Lib. I. Cap. VI. „Pulsa — cum Persarum acies paulatim cederet; matres et uxores eorum obviam occurrunt: Orant, in praelium revertantur: cunctantibus, sublata Veste, obscoena corporis ostendunt, rogantes, num in uteros matrum vel uxorum velint refugere? —

gäbet, unversehens ein Schuß verletzte! — Urtheilet also, wie groß und patriotisch diejenige Selbstverleugnung gewesen seyn müsse, zu welcher sich jene Genfer Amazoninnen bey dieser Gelegenheit entschlossen fühlten. Ihre Unerschrockenheit und der Eifer, mit welchem sie an allen den fürchterlichen Kriegsrüstungen ihrer Männer Antheil nahmen, hatte, die Wahrheit zu sagen, etwas ganz erstaunenswürdiges. Wer hätte nicht, so ein Held er auch war, dafür erzittern sollen? Mich selbst, ungeachtet ich eben keiner der feigsten bin, hat, ich leugne es nicht, schon die blose Vorstellung eines so erschrecklichen Muthes und so vieler entsetzlichen Mordanstalten mehr als einmal schaudern gemacht. Aber was war denn der große und denkwürdige Ausgang hiervon? — Vielleicht eine harte und langwierige, zuletzt aber dennoch vergebliche Belagerung? — Oder eine Einnahme der Stadt Genf, bey der das Blut in Strömen floß und des Niedermetzelns kein Ende war? — Nichtsweniger! Diese ganze Tragicomödie endigte sich nicht ein Haar anders, als die in Utrecht. — Daß doch die Herren Patrioten allenthalben einerley Muth und Tapferkeit beweisen! Sie bramarbasiren so lange, bis sie den Feind in geschloßnen Gliedern gegen sich anrücken sehen. Alsdann aber werden sie auf einmal weichmüthig, und geben dem friedlichen Gedanken an die große Wahrheit Raum, daß alle Menschen Brüder sind, und daß es vernünftiger ist, nachzugeben und sich in seinem Zorne zu mäßigen, als hartnäckig bey seinem Entschlusse zu bleiben und mancherley trübselige Ereigniße dadurch zu veranlassen. Kaum wurden die

ren Genfer das verbundene feindliche Kriegsheer von ihren Mauren recht ansichtig, als sie ihr blutdürstiges Vorhaben plötzlich bereueten, mit ihren Flinten von den Wällen tiefsinnig herunterspazierten und die wohlverwahrten Thore ihrer Stadt langsam aufriegelten. Die draußen stehenden alliirten Truppen, die auf diese Katastrophe gleichsam zu warten schienen, drangen nunmehr haufenweise herein, bemächtigten sich ihrer, (der Repräsentanten) nahmen ihnen Gewehr und Freyheit und bestätigten dem Magistrate und seinen Negatifen alle die Vorzüge, die sie vor jenen nur hatten verlangen, oder wünschen können. —

So endigte sich der Genfer Bürgerkrieg; ein Krieg, der dem ganzen kleinen Staate mit nichts geringem, als mit einem völligen Umsturze gedrohet hatte. Was hatte es nun genützt, daß so viele Personen ihre Ruhe, ihre Güter, ihre Gesundheit, ja selbst ihr Leben dabey verloren hatten? Man erinnere sich nur, unter mehrern Beyspielen dieser Art, an die achtzigjährige Madam Saladin, die von dem erhitzten Pöbel, bey einem tumultuarischen Auflaufe desselben, auf dem Balcon ihres Hauses erschossen worden war, wie nicht weniger, an so viele Kaufleute und Künstler, deren Geschäfte man gestört hatte, deren Häuser geplündert worden waren, an so viele geflüchtete Bürger, welche die beharrliche Zwietracht, ihr Vaterland zu verlassen, genöthigt hatte. Nun lag doch die Handlung. Nun ruhte das Gewerbe. Und gewiß! die Beylegung dieser Streitigkeiten, da sie auf eine solche Art geschahe, war nicht sehr fähig, den erstorbenen Flor des

Gen-

Genfer Fleißes und Nahrungsstandes wieder zu beleben. Hätte man mit wahrem Ernste hierauf Rücksicht nehmen wollen, so wäre es, dünkt mich, nöthig gewesen, den stolzen Magistrat nicht in allem triumphiren zu lassen, die Repräsentanten nicht ohne Bedingung zu unterdrücken. Hierdurch gab man ohnstreitig dem Wohlstande Genfs einen noch empfindlichern Stoß, als es sich vorher selbst durch seine langwierige Unfriedfertigkeit beygebracht hatte. Ich nehme den Beweis hiervon aus einer Thatsache her, die Niemand leugnen kann. Sobald die Truppen der Ruhe gebietenden Mächte ihre Bestimmung erfüllt und die Parthey der Patrioten gedemüthigt hatten, begaben sich die meisten ihr zugehörigen Kaufleute und Künstler von diesem, seiner Freyheit beraubten, Orte unverzüglich hinweg, und wendeten sich, wie die Herren Franzosen und andere eifersüchtige Nachbarn vielleicht wünschen mochten, mit ihren Waaren, Manufacturen und Reichthümern in auswärtige Länder, wo sie insgemein mit Vergnügen aufgenommen und mit Willfährigkeit unterstützt wurden.

Kaum sahen sich die despotischen Herren des Raths wieder Meister von der Stadt, so veranstalteten sie sogleich mit einmüthigen Herzen und brünstigem Geiste — gewiß ein te Deum laudamus für die so glücklich wieder hergestellte Ruhe? — Nein! damit hatte es noch Zeit. — Oder vielleicht die Errichtung eines besondern Verpflegungshauses für die bisher so zahlreich gewordenen Stadtarmen? — Nein! diese konnten auch noch warten. — Nun was war

es denn sonst, was sie so eilfertig veranstalteten? — Ja! hierauf wird unter dergleichen Umständen wohl niemand fallen — der Bau eines ansehnlichen und geräumigen Comödienhauses! — Schon seit langer Zeit hatten sie ein so wichtiges und heilsames Werk zu thun im Sinne gehabt, waren aber von dessen Ausführung durch die Gegenparthey, unter dem Vorwande, daß die Comödien die Sitten des Volks verdürben, immer zurückgehalten worden. Itzt, da jene Parthey überwältigt und, sie in ihren Unternehmungen zu hindern, außer Stand gesetzt war, glaubten sie nicht länger bey sich anstehen zu dürfen, ihr längst beschloßnes Vorhaben ins Werk zu richten. Sie bauten also — vielleicht auf einem Platze, wo vor Kurzem nur noch Bürgerblut geraucht hatte — einen kunstreichen Tempel des Vergnügens. Die Emsigkeit, mit welcher sie bey jetziger Lage an der Verfertigung desselben arbeiten ließen, gereichte selbst dem noch in Genf befindlichen Sardinischen Generale zum größten Aergernisse. Dafür aber hielten ihn auch die Freunde der Schaubühne für einen Geschmacklosen, oder wohl gar für einen Betbruder. Man denke nur, was er dem hochweisen Magistrate sagen ließ; „Er könne sich nicht genug über sie verwundern, daß sie sich unterstünden, die Arbeitsleute von dem Baue der Barraquen für seine Soldaten wegzunehmen, und solche zum Baue des Comödienhauses zu gebrauchen. Ihr Eifer, daß sie die Handwerksleute nöthigten, während des Gottesdienstes daran zu arbeiten, sey sehr zu tadeln, und verdiene das Mißfallen jedes gottesfürchtigen Mannes. — “

Bey

Bey dieser Gelegenheit kann ich nicht unterlassen, auch ein Wort von dem berühmten Genfer Bürger, Rousseau, zu reden, ungeachtet ich hierbey in der Zeit weiter zurückgehen muß, als ich sonst zu thun pflege, und eigentlich mein Plan ist.

'Es ist bekannt, daß dieser Philcsoph von vielen für den ersten und vornehmsten Urheber der Genfer Zwistigkeiten angesehen wird; aber, meines Erachtens, ganz mit Unrecht. Denn als sich selbige anfingen, war er noch in Paris, und daselbst zu voller eigenen Unruhen, als daß er jene Genfer hätte verursachen, oder daran nur Theil nehmen können. Doch vermehrten sich dieselben, wiewohl ohne sein Verschulden, als er in seine Vaterstadt zurückkam und der Magistrat sich vergeblich bemühete, ihn in seine Parthey zu ziehen.

Er kam eigentlich mit dem Entschlusse dahin, die protestantische Religion wieder anzunehmen, die er in seiner Jugend zu verlassen bewogen worden war. Er vollführte auch diesen Entschluß, erlangte dadurch das durch seine vormalige Religionsveränderung verlorene Bürgerrecht wieder und lebte hierauf in dem Schoose seines Vaterlandes und seiner Familie eine Zeitlang ruhig. Er hoffte dieses Glück bis an das Ende seines Lebens zu geniessen, aber man beraubte ihn desselben, ehe er sichs vermuthete. Er sollte durchaus auf die Seite der Aristokratiker treten, und das wollte er nicht. Denn was war wohl der Denkungsart eines Rousseau weniger gemäß? — Weil er glaubte, daß er dergleichen Zumuthungen nicht füglicher, als

durch seine Entfernung ausweichen könnte, so begab er sich von Genf hinweg und ging nach Chambery. Hier verfertigte er seine Abhandlung: Ueber den Ursprung und den Grund der Ungleichheit unter den Menschen. Sobald dieses die Herren Negatifen erfuhren, ließen sie durch einen Geistlichen an ihn schreiben und ihn bitten, daß er sein Buch dem Genfer Magistrate dediciren möchte. Er schlug es aber aus, und dedicirte dasselbe der Republik Genf. Von diesem Augenblicke an waren alle Anhänger der Aristokratie Rousseau's Feinde und sie warteten nur auf eine Gelegenheit, ihn ihren Zorn fühlen zu lassen. Unterdessen verleumdete man ihn allenthalben. Man griff in öffentlichen Gesellschaften seine Grundsätze, seine Sitten und seine Religions-Meynungen an. Man gab sich alle ersinnliche Mühe, die Bürger von beyden Partheyen wider ihn aufzuwiegeln. Itzt erschien sein Brief an D'Alembert und seine Heloise. Diese Schriften hielt man für die gewünschte Gelegenheit, ihm wehe zu thun. Der Magistrat zu Genf war schon im Begriff, den Schluß auszufertigen, wodurch die nouvelle Heloise als ein gefährliches Buch verboten werden sollte; er erfuhr aber noch zu rechter Zeit, daß es in ganz Frankreich mit dem größten Beyfalle gelesen werde, und hielt sein Edict zurück, aus Furcht sich lächerlich zu machen. Nun arbeitete Rousseau an seinem Emil. Als man in Frankreich hiervon Nachricht bekam, und zugleich erfuhr, daß er in dieser Schrift Glaubens-Meynungen vortragen und die Wunder leugnen werde, so freuten sich die Geistlichen, die er durch seine Heloise

wider

wider sich aufgebracht hatte, daß er ihnen nunmehr selbst eine so gute Gelegenheit, sich an ihm rächen, darzubieten schien. Voltäre (sollte mans wohl glauben?) Voltäre, der so muthige Vertheidiger der Toleranz, der so empfindliche Spötter aller Religions-Eiferer, mit einem Worte, der große Philosoph von Fernay, dachte, als er von Rousseaus Vorhaben auch etwas erfuhr, so wenig an Toleranz und Menschenliebe, daß er vielmehr an seine mächtige Freunde in Paris schrieb und sie bät, dem paradoxen Manne einen tödtlichen Streich zu versezzen, damit er endlich genöthigt werden möchte, das Bücherschreiben aufzugeben. Alles das geschahe, ehe sein Buch herauskam, und man beschloß schon, es zu verbrennen, da es der Verfasser noch als Manuscript in Händen hatte. Rousseau, der entweder von dieser Verschwörung gegen ihn nichts wuste, oder sich darüber hinaussetzte, schickte endlich das Manuscript an seinen Buchhändler in Holland. Sobald es gedruckt war, kamen mit der ersten Post einige Exemplare nach Paris, und der Emil hatte noch kaum die Presse verlassen, als er schon den 10ten Junius 1762. vermöge einer Parlamentsacte, in Frankreich verboten, durch den Henker zerrissen und verbrannt, und Rousseau als Verfasser zur Gefängnißstrafe verdammt wurde. Jedermann erstaunte darüber, man wünschte wenigstens das strafbare Buch zu sehen. Es war aber noch nicht zu haben. In Holland selbst, wo es gedruckt war, wurde es noch nicht ausgegeben, daher man glaubt, daß die wenigen Exemplare, die so geschwind nach Paris kamen, dem Buchhändler durch

be-

bestellte Leute entwandt worden sind. Voltäre erhielt augenblicklich von seinen Freunden in Paris einige Exemplare vom Emil, und die Parlamentsacte. Er machte es, aus einer ihm angebohrnen Großmuth, in Genf bekannt, und schon den 19ten Junius ließ der Magistrat in Genf, aus Bewegungsgründen, die nicht minder edelmüthig waren, das einzige Exemplar, das sich in der Stadt befand, ebenfalls durch den Henker verbrennen, und den Verfasser zur Gefängnißstrafe verdammen. Niemand hatte das Buch gelesen, und das alles geschahe mit unglaublicher Geschwindigkeit. Rousseaus Feinde in Genf verdoppelten nunmehr ihren Eifer, die Bürger gegen ihn aufzuwiegeln. Die Magistrats-Personen liefen mit der Acte in der Hand in alle öffentliche Oerter. „Nun, schrieen sie, zeigt er sich endlich, der Heuchler. Jetzt hat er auf einmal die Maske abgelegt. Er kam zu uns nach Genf, nur um unsrer zu spotten, als er die Religion seiner Väter wieder annahm." Die Geistlichen predigten gegen ihn, und einer wagte es, öffentlich zu sagen, die Hand, die den Emil geschrieben habe, verdiene verbrannt zu werden. Rousseaus Mitbürger erstaunten. Sie wünschten das Buch zu sehen, um selbst urtheilen zu können; es war aber noch nicht zu bekommen. Sie schwiegen also, weil sie es nicht wagten, für ihn zu reden, bis sie gewiß waren, daß ihm Unrecht geschehe.

Rousseau erfuhr zu Montmorency, wo er bisher in stiller Einsamkeit gelebt und an den Schriften, die ihn eben so unglücklich, als berühmt machten, ge-

gearbeitet hatte, was in Paris gegen ihn beschlossen worden und mit seinem Emile vorgegangen war. Jetzt durfte er nicht länger in Frankreich bleiben, weil er in Gefahr war, gefangen gesetzt zu werden. Er entschloß sich, nach Genf zurückzukehren, und bey seinen Freunden und Verwandten sein Leben zu beschließen. Da er noch nichts von dem wuste, was dort geschehen war, so glaubte er, daß ihn seine Mitbürger mit Freuden aufnehmen würden. Er war so krank, daß er diese Reise nur mit der größten Gefahr unternehmen konnte; aber die süsse Hoffnung, seine Freunde und Landesleute zu umarmen, gab ihm neue Kraft. Schon näherte er sich langsam den Mauren seiner Vaterstadt, als er die Nachricht erhielt, daß sein Buch dort verbrannt wäre, und daß er nur erwartet würde, um wie ein Missethäter in Ketten geschlossen zu werden. Mit Thränen las er den Brief, der ihm diese traurige Nachricht brachte. Er reiste weiter, ohne zu wissen, wer ihn aufnehmen werde, und kam nach Iverdon im Kanton Bern. Der dortige Landvogt, Herr Gingins de Moiry, nahm ihn auf, wie einen Freund, und verschaffte ihm alle die Hülfe, die ein Kranker, überall Vertriebener, nöthig hatte. Rousseau ward gerührt durch die Güte des Freundes, der sich seiner annahm; aber nach 8 Tagen kam ein Befehl vom Rathe zu Bern an den Herrn von Gingins, ihn an keinem Orte, der dem Stande Bern gehöre, zu dulden. Man stelle sich die Lage des Landvogts vor, als er auf Befehl seiner Obern, einen Unglücklichen verstossen muste, der sein Haus zum letzten Zufluchtsorte gewählt hatte. Rousseau flüchtete

sich nach Moitiers-Travers, einen kleinen Ort in den Gebürgen des Fürstenthums Neuschatel. Von da schrieb er den 21sten Julius an den Herrn von Gingins; „Mein ganzes Unglück kömmt nur daher, daß ich zu gut von den Menschen dachte. Man läßt mich itzt fühlen, wie sehr ich geirret habe. Es war nöthig, mein Freund, daß ich Sie und die kleine Anzahl von Menschen, die Ihnen gleichen, kennen lernte, um mich nicht eines Irrthums zu schämen, der mir so theuer zu stehen kömmt. Ich wuste wohl, daß man die Wahrheit nicht ungestraft sagen darf. Ich erwartete zu leiden, weil ich mich der Religion annahm: aber ich bekenne es, so grausame Behandlungen erwartete ich nicht. Von allem, was das menschliche Leben bitter macht, sind Schande und Beschimpfung das einzige, worauf der Rechtschaffene nicht vorbereitet ist. Ich wurde öffentlich verleumdet von Menschen, deren Amt es war, die unterdrückte Unschuld zu schützen. In meinem Vaterlande, dem ich Ehre zu machen suchte, wurde ich wie ein Missethäter behandelt. Ich ward verfolgt und von einem Orte nach dem andern vertrieben. Ohne Sie hätte ich allen Muth verloren. Großer, würdiger Mann, Sie trösteten mich und ich vergaß mein Elend. Ich habe durch Ihre Freundschaft mehr gewonnen, als ich durch mein Unglück verloren habe.“

In Moitiers-Travers war Rousseau nicht glücklicher. Auch hier betrog er sich in seiner Erwartung, Ruhe und gutgesinnte Menschen zu finden. Doch ehe ich die Verfolgung erzähle, die er auch an diesem Orte er-

erdulden muste, will ich erst die Geschichte der Genfer Unruhen, in sofern sie auf den unglücklichen Philosophen einige Beziehung haben, vollends nachholen. Rousseaus Buch war in Genf, wie ich schon oben gesagt habe, vermöge eines obrigkeitlichen Befehls, durch den Henker zerrissen und verbrannt worden, ehe es noch Jemand gesehen nnd gelesen hatte. Kurz darauf langte der Emil in Genf an. Er wurde begierig gekauft und gelesen. Jedermann sahe, daß es bey weitem kein so gefährliches Buch war, als man sich eingebildet hatte, und daß es nichts weniger, als solche abscheuliche Grundsätze enthielte, wie der Magistrat vorgab. Die Bürger schämten sich, in das übereilte Urtheil des Magistrats eingewilligt zu haben. Sie sahen ein, daß Rousseaus einziges Verbrechen darinne bestand, daß er es nicht mit den Anhängern der Aristocratie, sondern mit der Bürgerschaft hielt. Nur wenige Personen hatten das gegen ihn gesprochne Urtheil gehört. Man war also nicht gewiß, ob ein Verhaftsbefehl gegen ihn ausgefertigt wäre. Einige Bürger gingen zum ersten Syndic (so heist in Genf das Haupt der Republik,) und fragten, ob ein Befehl da wäre, Rousseau'n in Verhaft zu nehmen, wenn er nach Genf käme. Der Syndic leugnete es. Unterdessen sagte man in der ganzen Stadt, daß der Magistrat wirklich einen solchen Befehl habe ergehen lassen. Einige Personen, die die Vorlesung des Urtheils gehört hatten, behaupteten es ebenfalls. Um in dieser Sache Gewißheit zu haben, übergab Rousseaus Familie dem Magistrate eine Bittschrift, worinne sie um eine Kopie des Urtheils bat. Der Rath schlug diese Bitte ab. Gewiß ein Verfahren,

das ohne Beyspiel und in einem freyen Staate unerhört war. Jedermann wurde hierdurch aufgebracht. Die Bürger thaten Gegenvorstellungen und baten aufs neue um Mittheilung des Urtheils gegen Rousseau. Der Magistrat aber blieb bey seinem gefaßten Entschlusse. Rousseaus Freunde berichteten ihn, was vorgefallen war. Er antwortete: „Ich billige den Schritt nicht, den meine Mitbürger gethan haben. Sie glauben in dieser Sache ihre eigenen Rechte vertheidigen zu müssen, aber sie bedenken nicht, wie sehr sie mir schaden. So viel ist gewiß, daß ich von allem nichts gewust und sogar an der Bittschrift meiner Familie keinen Theil habe. Doch muß ich gestehen, daß eine abschlägliche Antwort auf eine solche Bitte etwas unerhörtes ist. Je mehr ich alles dieses überlege, destomehr werde ich in meinem Entschlusse, gänzlich stille zu schweigen, bestärkt. Denn was kann ich sagen, ohne das Verbrechen des Ham zu begehen? Ich werde schweigen; aber mein Buch soll für mich reden. Jeder kann sich leicht daraus überzeugen, daß man es verurtheilt hat, ohne es gelesen zu haben.“

Die Bürgerschaft that noch einmal Vorstellungen bey dem Magistrate und erhielt wieder eine abschlägliche Antwort. Letzterer schrieb noch überdieses an den Kanton Bern, um Rousseau in seinem Gebiete keinen Aufenthalt zu gestatten, und daher kam der Befehl, der diesen kranken und verfolgten Weisen aus seinem letzten Zufluchtsorte, aus Iverdon, vertrieb. Jetzt wurde die Bürgerschaft noch erbitterter und die Unruhen nahmen zu. Rousseau schrieb, sobald er in

Moitiers-

Moitiers - Travers angelangt war, an einige seiner Freunde in Genf, und bat sie, seine Mitbürger zu beruhigen, weil es ihn kränke, daß er die unschuldige Ursache des Zwiespalts sey, der sein Vaterland unglücklich machen werde. Seine Freunde versuchten alles, aber umsonst. Nun fand Rousseau sich genöthigt, den letzten Schritt zu thun, und seinem Bürgerrechte in Genf zu entsagen. Der einzige Grund, warum er es that, war, seine Mitbürger zu besänftigen. Er hoffte, daß sie von ihren Vorstellungen abstehen würden, wenn sie erführen, daß er nicht mehr Bürger wäre. Er schrieb an einen Freund: „Da ich das Unglück gehabt habe, im Anfang der Genferischen Unruhen selbst darinnen verwikkelt zu seyn, so war es meine Pflicht, weder die Ursache, noch der Vorwand in diesen Unruhen zu bleiben. Diese Pflicht habe ich erfüllt. Ich bin deßwegen nicht nach Genf gekommen, weil meine Gegenwart den Haß der Bürger gegen den Magistrat vermehrt hätte. Deßwegen habe ich auch meinem Bürgerrechte entsagt, und ich werde nie wieder nach Genf kommen. Alle meine Freunde wissens, und ich erkläre es hiermit nochmals, wenn es nur von mir abhinge, die Unruhen zu stillen, so würde ich auch den allerschimpflichsten Schritt, den der Rath in dieser Absicht von mir verlangen könnte, mit Freuden thun. Ich will gern alles aufopfern, um in Genf den Frieden wieder herzustellen. Der Magistrat ist mir Satisfaction schuldig, aber ich verlange keine, bis nach meinem Tode. Zum Unglück habe ich in Genf gar keinen Kredit. Wenn ich welchen hätte, so schwöre ich Ihnen, daß alles bisher geschehene unterblieben wäre.“

Von Iverdon wurde Rousseau, wie schon gedacht, auf Befehl des Raths zu Bern, vertrieben und flüchtete sich nach Moitiers-Travers in der Grafschaft Neuschatel. Hier nahm er an den Zwistigkeiten seiner vormaligen Mitbürger weiter keinen Antheil, als in seinem Herzen. *) Das Unglück seiner Vaterstadt ging ihm auch abwesend nahe, und er bedaurete sein Unvermögen, es zu lindern, noch in der Ferne. Seine Lossagung vom Genfer Bürgerrechte hatte die glückliche Wirkung nicht, die er sich davon versprochen hatte. Und wie konnte sie diese auch haben? War wohl die erste Ursache jener Unruhen Rousseau und sein Emil? Nein! der Stolz war es, der Stolz und die Herrschsucht der Aristocratiker. Da nun diese Grundursache noch immer fortdaurete, so war es kein Wunder, daß auch die Wirkungen derselben noch kein Ende nahmen. Auch währten beyde, eine geraume Zeit nach Rousseaus Tode, noch fort und endigten sich nicht eher, als bis die Freyheit ihrer schätzbarsten Rechte beraubt und Künste und Handlung genöthigt wurden, sich größtentheils anderswohin zu begeben, wie ich oben bereits angezeigt habe.

Man

*) In seinen Lettres de la Montagne, die er in Moitiers-Travers verfertigte, und in welchen er die im Emil enthaltenen Glaubensmeynungen weiter ausführte, konnte er indessen doch nicht ganz unterlassen, das ungerechte Verfahren seiner ehemaligen Vaterstadt gegen ihn zugleich mit anzumerken. Es geschahe aber nicht sowohl aus eigenem Antriebe als auf inständiges Anhalten seiner Freunde.

Man merke hierbey, zur Ehre unsrer Zeiten, an, daß Genf, diese sonst so weise, so friedfertige, so menschenfreundliche Stadt, jene ganze merkwürdige Periode über, von diesem allen das Gegentheil gewesen ist. Denn wie unweise bediente sie sich ihrer Freyheit! Wie feindselig verfuhr sie gegen sich selbst! Und wie lieblos gegen einen ihrer besten Bürger! — Ja, auch der Kanton Bern — — Doch ich will denselben über seine Intoleranz sich selbst schämen lassen.

Moitiers-Travers ist ein Dorf in dem, an den Grenzen der Schweiz gelegenen und dem Könige von Preußen zuständigen, Fürstenthume Neuschatel. Der würdige Mann, dar damals im Namen des Monarchen hier regierte, war ein schottländischer Edelmann, George Keith, oder wie man ihn gewöhnlich nannte, Lord Marschall. Sobald der überall vertriebene Rousseau seinen kranken Körper in diese Berge geschleppt hatte, hielt er es für Pflicht, an den Lord Marschall zu schreiben und um seinen Schutz zu bitten, Während er schrieb, trat der Pastor des Orts, Herr Montmollin herein, und sagte, daß er sich freue, einen so großen Philosophen zu sehen, daß er von Herzen an seinem unglücklichen Schicksale Theil nehme und daß er komme, ihm sein Haus und seinen Tisch anzubieten. Darauf fragte er Rousseau'n, an wen er schriebe, und als er hörte, daß es ein Brief an den Lord Marschall sey, bot er sich an, selbst einige Zeilen zu Rousseaus Empfehlung (lächerlicher Stolz!) beyzusetzen. Vergnügt über das Glück, einen so menschen-

menschenfreundlichen Pastor gefunden zu haben, dankte Rousseau herzlich für das liebreiche Anerbieten, nahm es aber nicht an, sondern versiegelte den Brief und schickte ihn weg. Die Antwort darauf blieb nicht lange außen, durch welche der Philosoph allen den Schutz erhielt, den die unterdrückte Unschuld, und die verfolgte Menschheit nur verlangen können.

Soviel Freundschaft von einem Geistlichen, dessen Gang, Stimme und finstere Mine ihm gleich beym ersten Blicke etwas aufgefallen waren, hatte Rousseau nicht erwartet. Indessen wurde er durch seine liebreiche Aufnahme gerührt und suchte jene widrigen Eindrücke zu verdrängen. Er sagte in der Folge zu seinen Freunden, denen er diese Geschichte erzählte: „Ich erstaunte, so viel Freundschaft und Wohlwollen bey einer so fatalen Physionomie anzutreffen; aber ich unterdrückte diese Gedanken. Ich wollte diesen Mann nicht nach solchen trüglichen Zeichen beurtheilen, denen seine Aufführung zu widersprechen schien. Ich wollte nicht boshafter Weise den verborgenen Grund einer so unerwarteten Toleranz aufsuchen. Nein! ich hasse diese grausame Kunst, gute Handlungen Anderer zu vergiften, und mein Herz verstehet sich nicht darauf, zu guten Thaten schlechte Bewegungsgründe auszufinden. Je mehr Widerwillen ich gegen Herrn Montmollin fühlte, destomehr suchte ich dieses Gefühl durch das Andenken an das, was ich ihm schuldig war, zu unterdrücken. Gesetzt, ich käme noch einmal in den nämlichen Fall, so würde ich wieder eben so handeln, als ich dort gehandelt habe."

Das freundschaftliche Betragen des Pastors daurete fort. Rousseau wollte es sich zu Nutze machen, und schrieb einen Brief an ihn, in welchem er verlangte, mit der Gemeine zum Abendmahle zugelassen zu werden, um öffentlich zu zeigen, daß er sich zur reformirten Religion bekenne. Er zog um deßwillen einen Brief einer mündlichen Unterredung vor, weil er sich in keinen Streit oder in keine Erklärung über Glaubensmeynungen einlassen wollte. Er war eben im Begriff, den folgenden Tag die Antwort bey dem Pastor persönlich abzuholen, als ihm dieser durch seinen Besuch zuvorkam, über sein Vorhaben die lebhafteste Freude bezeugte und ausdrücklich sagte: Dieser unerwartete Schritt werde ihm und seiner Gemeine zur Ehre gereichen und alle Gläubige erbauen.

Rousseau empfing das Abendmahl, ohne daß ihn der Pastor um seine Glanbensmeynungen vorher befragt hätte. Dieser war vielmehr erfreut, seine ohnedem nicht zahlreiche Heerde noch mit einem so ansehnlichen Schafe vermehrt zu haben, und schien Bedenken zu tragen, dasselbe durch eine allzugenaue Untersuchung seiner etwanigen Mängel von neuem schüchtern zu machen. Herr Montmollin blieb gegen Rousseau immer freundschaftlich. So oft er predigte, schärfte er seiner Gemeine die Pflicht der Toleranz aufs nachdrücklichste ein. Er trieb es so weit, daß er an einem Sonntage, an welchem er heftig gegen die Intoleranz der Protestanten predigte, zu sagen wagte: Die reformirte Kirche bedürfe sehr einer neuen Reformation, sowohl in der Lehre, als in den Sitten. Er dachte vielleicht

leicht damals nicht, der gute Mann, daß er bald durch sein eigenes Beyspiel die Wahrheit dieses Satzes beweisen werde.

Der Pastor ward nach und nach sehr zudringlich. Er fragte nach Rousseaus Correspondenten, nach seinem Hauswesen und nach seinen Geheimnißen. Rousseau lenkte die zu große Vertraulichkeit mit Höflichkeit ab. Nun werden die Besuche des Pastors vielleicht seltner werden; aber nein! die Freundschaft dauerte zwischen ihnen noch immer mit gleicher Wärme fort. Eines Morgens kam er und sagte, daß er gesonnen sey, bey Hofe um eine Vermehrung seiner Pfründe anzusuchen, und bat Rousseau'n, selbst einige Zeilen unter den Brief zu setzen, den er in dieser Absicht an den Lord Marschall geschrieben hatte. Rousseau billigte diese Art von Empfehlung nicht, versprach aber, deßwegen an den Lord Marschall zu schreiben. Der Pastor schwieg, und von der ganzen Sache wurde in der Folge nicht wieder gesprochen.

Die beyden Schriften, die Rousseau in Moitiers-Travers schrieb, waren: Ein Schreiben an den Erzbischoff zn Paris, der in einem Hirtenbriefe den Emil heftig angegriffen hatte, und die Lettres de la Montagne, die eine weitere Ausführung seiner im Emil enthaltenen Religionsmeynungen in sich faßten. Von beyden gab Rousseau dem Pastor ein Exemplar, der es mit Dank annahm und nichts anstößiges darinne entdeckte. Auch ließ derselbe noch immer in seinem Betragen gegen Rousseau keine Aenderung spüren.

Einige

Einige Monate, nachdem er Rousseau'n zum Abendmahle zugelassen hatte, kam er an einem Abende mit einer sehr verlegenen Mine auf Rousseaus Zimmer, setzte sich und schwieg eine Weile still. Darauf fing er an, eine lange Vorrede herzustottern. Endlich kam er zur Sache und sagte: „Die Art, wie ich Sie zum Abendmahle zuließ, hat mir vielen Verdruß zugezogen, und mich bey allen meinen Mitbrüdern verhaßt gemacht. Ich bin gezwungen, mich auf eine Art zu rechtfertigen, die meine Feinde auf immer zu schweigen nöthigt, und wenn schon die gute Meynung, die ich von Ihrem Glauben habe, mich dazu bewog, die nöthige Erklärung, die ein Anderer in meinem Falle verlangt hätte, nicht zu fodern, so dürfen doch wenigstens meine Mitbrüder nicht wissen, daß ich dieses gethan habe.“ Darauf zog er allmählig ein Papier aus der Tasche, und fing an, einen Entwurf zu einem Briefe an einen Genferischen Geistlichen herzulesen. Dieser Brief enthielt weitläuftige Unterredungen zwischen ihm und Rousseau, die niemals waren gehalten worden. Rousseau hörte ganz erstaunt zu, und weil der Brief sehr lang war, konnte er sich bis gegen das Ende wieder einigermaaßen erholen. An den Stellen, wo die Erdichtung zu auffallend war, unterbrach sich der Pastor im Lesen und sagte: „Sie fühlen die Nothwendigkeit“... Meine Lage!“ ... Mein Amt“ ... Man muß schon etwas nachgeben.“ — Der Brief war übrigens mit vieler Ueberlegung geschrieben, und der Pastor ließ Rousseau'n nichts darinne sagen, als was dieser wirklich, wenn die Fälle existirt hätten, gesagt haben würde. Als er zu lesen, aufgehört hatte, fragte er Rousseau'n:

seau'n: „Billigen Sie das, und soll ich den Brief so, wie er ist, wegschicken?“ Rousseau antwortete: Ich bedaure Sie, mein Herr, daß Sie zu solchen Mitteln schreiten müssen, die ich nicht gutheißen kann. Doch weil Sie es auf sich nehmen wollen, das alles zu sagen, so ist es Ihre Sache und nicht meine. Uebrigens sind die Reden, die Sie mir in den Mund legen, nicht gegen meine Grundsätze.“ Der Pastor erwiederte: „Da diese Sache weiter Niemanden schadet, und für Sie und mich nützlich seyn kann, so überwinde ich leicht einige Zweifel, die mir anfangs dabey aufstießen. Solche Zweifel würden nur das Gute hindern. — Aber sagen Sie mir doch, mein Herr, sind Sie mit dem Briefe völlig zufrieden, und finden Sie gar nichts daran zu verbessern?“ — Rousseau sagte: „Der Brief wäre zu dem, wozu er bestimmt wäre, gut genug.“ Der Pastor drang weiter in ihn, und so lange, bis endlich Rousseau einige geringe, wenigbedeutende Verbesserungen vorschlug. Rousseau und der Pastor saßen während dieser Unterredung gegen einander über an einem Tische, auf welchem sich ein Schreibzeug befand. Unter diesem Gespräche schob der Pastor allmählig das Schreibzeug von seiner Seite weg und nach Rousseau'n zu. Dieser hielt den Brief in der Hand, um denselben noch einmal durchzulesen. Der Pastor gab ihm augenblicklich die Feder, und bat ihn, die angezeigten Verbesserungen selbst hinein zu schreiben. Rousseau that es; der Pastor steckte das Papier in seine Tasche, und ging weg. Nun war das Instrument zu Rousseaus Verderben geschmiedet. Jetzt wurden die Besuche des Pastors immer seltner. Rousseau, dem seine Krankheit

heit nicht erlaubte, das Zimmer zu verlassen, konnte nicht zu ihm gehen, ihn um die Ursache seiner Veränderung zu fragen. Er wuste also nicht, was er davon denken sollte. Der Pastor predigte auch allmählig aus einem andern Tone. Er sprach von Atheisten und Freygeistern, und von Leuten, die die Religion angriffen; gewöhnlich beschloß er seine Reden mit einer Erinnerung an die Gläubigen, daß, wenn in seiner Gemeine sich solche Leute finden sollten, er sie alle auffodere, dem Aergernisse Einhalt zu thun. Die guten Leute begriffen nicht, worauf der Pastor zielte. Sie liebten alle Rousseau'n, weil er freundschaftlich mit ihnen umging und ihnen Gutes that. Im ganzen Dorfe war nur ein einziger Mann, der Hufschmidt, der lesen konnte. Sie hatten also niemals etwas von Rousseaus Schriften weder gehört noch gelesen, und hielten ihn, weil er ihre Kirche besuchte, für einen eben so guten Christen, als sich selbst. Durch die wiederholten Erinnerungen des Pastors wurde endlich die Gemeine unruhig. Einige Mitglieder derselben gingen zu ihm und fragten, wer das wäre, der den Zorn Gottes über sie bringen könnte? Der Pastor sagte ihnen, das wäre der Fremdling. Sie erstaunten und erzählten es andern; bald war es im ganzen Dorfe bekannt. Nicht lange darauf sagte der Pastor seiner Gemeine in einer Predigt: Rousseau sey ein gottloser, abscheuliger Mann, der öffentlich behaupte, daß es keinen Gott gebe und daß die Weiber keine Seelen hätten. Mehr brauchte er nicht zu sagen, um alle Weiber des Dorfs und durch diese alle ihre Männer auf das heftigste wider denselben aufzubringen. Alles schäumte vor Wuth gegen einen Mann, welcher sich unter-

unterstund, die liebenswürdigste Hälfte des menschlichen Geschlechts für blose Maschinen zu halten. Anfänglich erfuhr Rousseau wegen seiner Krankheit, die ihn inne hielt, von diesem allen nichts. Endlich aber wurde er durch zwo Abgeordnete feyerlich vor das Konsistorium des Dorfes gefodert, um von den Meynungen, die er in seinem letzten Buche, den Briefen vom Berge, vorgetragen habe, Rechenschaft zu geben. Das Konsistorium bestand aus dem Pastor, seinem Diaconus und einigen Aeltesten, unter denen der obenerwähnte Hufschmidt, als ein litteratus, den Vorsitz hatte. Als Rousseau Befehl erhielt, zu erscheinen, hatte er schon seit 6 Monaten sein Zimmer nicht verlassen, und da es eben mitten im Winter war, so konnte er ohnmöglich hingehen. Er schrieb daher an das hochlöbliche Dorf-Konsistorium folgenden Brief:

„Meine Herren,

„Ich war zwar Willens, auf Ihre Foderung heute „zu erscheinen, wenn schon meine Gesundheit sehr schlecht „ist; aber ich finde, daß es mir unmöglich seyn wird, „eine lange Sitzung auszuhalten, um über Glaubens„sachen Rede und Antwort zu geben. Ich erkläre mich „also schriftlich, und ich hoffe, daß Ihr heiliger Eifer „sich wenigstens so weit mit der christlichen Liebe ver„einigen lassen wird, um mit dieser schriftlichen Erklä„rung zufrieden zu seyn; da ich ohnehin mündlich nichts „dazu setzen könnte. Wenn Ihre Strenge sich nicht „auf ein ausdrückliches Gesetz gründet, (und man hat „mich das Gegentheil versichert,) so ist sie außerordent„lich

„lich, unerhört und dem Geiste des Evangeliums entgegen. Denn überlegen Sie selbst, meine Herren, „ich lebe schon lange in dem Schooße unserer Kirche; „ich bin weder Geistlicher noch Professor; ich gebe mich „mit keinem Unterrichte ab; ich bin folglich nur ein „Privatmann, und von meinem Glauben Niemanden „Rechenschaft zugeben schuldig. Eine Inquisition, wie „die ist, die Sie gegen mich vornehmen wollen, untergräbt den Grund der Reformation, beleidigt die evangelische Freyheit und die christliche Liebe, schwächt das „Ansehen der Obrigkeit und die Rechte der Unterthanen. „Meine Handlungen bin ich schuldig gegen die „Menschen und gegen Gesetze zu vertheidigen, aber in „keinem Falle meine Meynungen. Wir erkennen „in unserer Religion keine unfehlbare Kirche, die das „Recht hätte, ihren Mitgliedern vorzuschreiben, was „sie glauben sollen; und ich bin also nur Gott allein „von meinem Glauben Rechenschaft schuldig. Als ich „zum Abendmahle zugelassen ward, war Herr Pastor „Montmollin mit meiner Erklärung zufrieden, er „verlangte keine Erläuterung über meine Glaubensmeynungen und versprach mir, sie nie zu begehren. „Ich halte mich an sein Wort."

„Wenn man damals mit mir zufrieden war, als „ich ein Buch herausgegeben hatte, worinne das Christenthum heftig angegriffen zu seyn schien; so wäre es „seltsam und lächerlich, wenn man mich jezt wegen eines andern Buches verstoßen wollte, in welchem ich „freylich irren kann, weil ich ein Mensch und „nicht unfehlbar bin; aber in welchem ich doch

„gewiß

„gewiß als ein Christ irre; weil ich mich Schritt „vor Schritt auf das Evangelium berufe. Damals „hätte man mich verstoßen können; jetzt hingegen sollte „man mich wieder aufnehmen. Hören Sie, meine „Herren, auf Ihr Gewissen, ehe Sie etwas gegen „mich vornehmen. Meines macht mir keine Vorwür„fe. Ich weis, daß ich Ihnen Achtung schuldig bin, „aber doch wünsche ich, daß man nicht vergesse, daß „mich der König mit seinem Schutze beehrt. Nöthi„gen Sie mich nicht, die Regierung um Hülfe anzu„rufen!“

Der Brief wurde im Konsistorium vorgelesen, und die Herren fühlten die Wahrheiten, die er in sich enthielt. Sie waren schon geneigt, die ganze Sache ruhen zu lassen, als der Pastor plötzlich aufstand, sich dreymal räusperte, und nach einem tiefgeholten Seufzer den Mund zu einer Rede öffnete, worinnen er mit unumstößlichen Gründen darthat, wie nöthig es sey, dem großen Aergerniße zu steuren, das ein so gottloses Buch, als Rousseaus Briefe vom Berge wären, unfehlbar hervorbringen würde. Seine ganze Gemeine (davon doch nur ein einziger lesen konnte und dieser so wenig, als die übrigen Einwohner des Dorfs, von Rousseaus Schriften jemals etwas gehört hatte,) seine ganze Gemeine, versicherte indessen der Herr Pastor, sey bereits von den darinne enthaltenen Irrthümern angesteckt. Woferne man, fuhr er fort, noch länger hierzu stille schwiege, so würde bey derselben das Evangelium, welches bisher so lauter und rein von ihm verkündigt worden wäre, gar bald in die kühnste Ver-

nünfte-

nünfteley ausarten und, statt des bisherigen Christenthums, die völlige Atheisterey Platz ergreifen. —— Aus diesem Tone sprach er lange und heftig, und endigte endlich mit der Behauptung, daß ihm im Konsistorio zwey Stimmen gebührten; die eine als Mitglied des Konsistoriums, die andere als Pastor der Gemeine. Nun wollte er gleich zufahren und Rousseau'n excommuniciren und wegjagen. Allein auf die übrigen Beysitzer wirkte der vorgelesene Brief, und sie hörten dießmal nicht auf die Stimme ihres Seelenhirten; vielmehr beschlossen sie, in dieser Sache mit mehrerer Behutsamkeit, als er ihnen angerathen hatte, zu Werke zu gehen. — Sie schrieben daher an den Staatsrath in Neuschatel, berichteten ihm, was vorgefallen war und fragten bey demselben an: Ob sie das Recht hätten, ein Mitglied ihrer Gemeine über Glaubenssachen zu befragen, da sie doch, setzten sie selbst hinzu, von der Theologie nichts verstünden? Und ob der Pastor ihrer Gemeine im Konsistorio zwey Sitmmen habe? Die ganze Sache wurde von dem Staatsrathe an den König berichtet. Nach einiger Zeit kam die Antwort zurück, in welcher beyde Fragen mit Nein beantwortet wurden. Man gab ihnen noch überdieß, daferne sie sich in der Folge nicht ruhig verhalten würden, starke Drohungen und meldete ihnen zugleich, daß Rousseau unter dem unmittelbaren Schutze des Königs stehe. Nicht lange hernach schickte der König ein Rescript an das Konsistorium, worinne er ihr Verfahren ganz mißbilligte und ausdrücklich erklärte, daß er den Philosophen in seinen Schutz nehme. Der unruhige Pastor Montmollin erhielt anbey einen sehr

derben

derben und nachdrücklichen Verweis, an welchen er sich gleichwohl so wenig kehrte, daß er vielmehr die Frechheit hatte, dem, der ihm den Verweis im Namen des Königs zustellte, zu antworten, daß er die Hoffnung noch nicht verloren habe, die Sache weiter zu treiben. Auch hielt er in der That Wort Er gab eine Schrift heraus, worinne er sein Verfahren vertheidigte und, wie Rousseau sagt, seine Feder in vergifteten Honig tauchte. In dieser Schrift sagt er: Daß er, um seine Gemeine vor Aergerniß zu bewahren, nicht anders habe handeln können; daß es seine Pflicht gewesen sey, das Christenthum zu vertheidigen u. s. w. Besonders aber bestund er darauf, daß ihm Rousseau, gleich im Anfange seiner Bekanntschaft mit ihm, versprochen habe, nie wieder etwas drucken zu lassen, und daß er doch nachher die Briefe vom Berge herausgegeben, folglich sein Versprechen gebrochen habe. Rousseau antwortete auf die meisten Beschuldigungen des Pastors sehr sanftmüthig. Einige Vorwürfe aber widerlegte er ziemlich heftig. Er sagte: „Ich war des Elendes, das mir meine Autorschaft zuzog, müde und entschloß mich schon seit langer Zeit, nichts mehr zu schreiben. Als der Emil erschien, erklärte ich allen meinen Freunden, daß es meine letzte Arbeit sey, und daß ich nie wieder die Feder ergreifen werde. Sobald ich in Moitiers - Travers anlangte, habe ich jedermann und auch Herrn Montmollin das nehmliche gesagt; aber er ist der einzige, der aus dieser zufälligen Rede ein Versprechen macht, der behauptet, ich hätte mich gegen ihn verpflichtet, nie wieder etwas drucken zu lassen, da ich doch gar nicht

an

an eine solche Verpflichtung gedacht habe. Es ist eben so, als wenn ich zu ihm sagte, ich denke morgen nach Neuschatel zu reisen, und er mich anklagen wollte, daß ich, wenn die Reise durch Zufall unterbliebe, mein Wort nicht gehalten hätte. Oder darf Herr Montmollin sagen, daß er es anders verstanden habe? Ein Beweis für das Gegentheil ist, daß damals, als mein Schreiben an den Erzbischoff von Paris heraus- kam, Herr Montmollin es gegen Jedermann lobte, und des erdichteten Versprechens, das er mir jetzt auf- bürdet, mit keinem Worte dachte. Aber man sagt, ich habe Aergerniß gegeben; hierbey bewundere ich die Klugheit dieser Herren. Erst setzen sie ihre Kompetenz über die Aergernisse fest; dann wissen sie ein Aergerniß aufzufinden, wo es ihnen beliebt; darauf werden sie zu Richtern und bestrafen das Aergerniß. Wahrlich auf diese Art könnten sie sich Völker, Gesetze, Monarchen, ja die ganze Erde unterwerfen. Mir fällt dabey die Ge- schichte des Wundarztes ein, dessen Haus zwey verschiedene Ausgänge in zwey verschiedene Straßen hatte. Des Nachts kam er zu einer Thür heraus, und schlug den Vorüberge- henden die Beine entzwey; dann schlich er sich wieder sachte hinein, und kam aus der andern Thür, um sie zu verbinden. Doch der Wundarzt heilte wenigstens noch; aber diese Herren machen den Patienten den Garaus."

Der Priester hatte Rousseaus Untergang geschwo- ren, und was fast unglaublich scheint, er erreichte sei- nen Zweck, obgleich der Philosoph von dem Konsistorio, von dem Staatsrathe, von dem Gouverneure, ja von dem

dem Könige selbst beschützt wurde. Erst suchte er die Sache vor ein anderes Konsistorium zu bringen, aber um sich nicht die Ungnade des Königs zuzuziehen, wollte Niemand es wagen, sich darein zu mischen. Nun ergriff er das letzte Mittel. Er schilderte seiner Heerde von der Kanzel Rousseaus Verbrechen, und um seiner Rede mehr Nachdruck zu geben, sagte er: Daß oft, um eines Sünders willen, ein ganzes Volk vernichtet worden sey. Diese Worte waren das Zeichen zum Aufruhre. So oft sich Rousseau auf der Straße sehen ließ, folgten ihm die Bauern nach und überhäuften ihn mit Flüchen. Am ersten September 1765. als er ohngefähr 3 Jahre an diesem Orte zugebracht hatte, stellte der Pastor seiner Gemeine nochmals ihre Pflichten vor, darauf reichte er ihnen das Abendmahl, und nach der Kirche warf man Rousseau'n die Fenster ein. In den folgenden Nächten wurden die Anfälle wiederholt und seine Thüren eingesprengt. Endlich in der Nacht, vom siebenden auf den achten September, drang der ganze aufrührerische Haufe in sein Haus; die Thüren wurden aufgebrochen, die Fenster zerschmettert, die Wände zerschlagen und ein Hagel von Steinen fiel in sein Schlafgemach und neben seinem Bette nieder. Fast wäre er ermordet worden. Er rettete sich mitten durch den Haufen, ohne daß sie es wagten, Hand an ihn zu legen, und flohe auf eine kleine Insel im Bielersee, die dem Kanton Bern gehört. Nach drey Wochen kam Befehl von Bern an ihn, das Gebiet der Republik zu verlassen. Ein neuer Beweis von der Duldsamkeit und Menschenliebe der Herren Berner. Konnten sie denn, wenn sie mit Rousseaus Grundsätzen auch

nicht

nicht durchgängig zufrieden waren, nicht wenigstens menschlich gegen seine Person handeln?

Itzt war Rousseaus Lage äußerst traurig. Aus allen benachbarten Staaten war er vertrieben, und in der rauhen Jahreszeit durfte er es nicht wagen, bey seinem kranken Körper eine weite Reise zu unternehmen; er bat, daß man ihm wenigstens erlauben möchte, noch den Winter hier zuzubringen. Umsonst! er muste fort. Auf diese Nachricht schrieb er an den Herrn von Graffenried, der ihm den Befehl der Republik bekannt gemacht hatte, einen sehr rührenden Brief, den ich ganz hersetze:

Peters-Insel am 28. October 1765.

Mein Herr,

„Der traurige Zustand, worinne ich mich befinde, „und das Zutrauen, das ich in Ihre Güte setze, be„wegen mich dazu, Sie unterthänig zu bitten, dem „wohlweisen Rathe in Bern, in meinem Namen, ei„nen Vorschlag zu thun, der mich auf einmal von allen „Quaalen eines unruhigen Lebens befreyen wird, und „der, wie mir scheint, dem Zwecke derer, die mich ver„folgen, besser entspricht, als meine Verbannung von „hier thun würde. Ich habe alles überdacht und ge„funden, daß weder meine Lage, noch meine Gesund„heit, noch mein Gemüthszustand, noch meine Kräfte „mir erlauben, eine beschwerliche Reise zu unterneh-

„men, und in dieser kalten Jahreszeit von einem Lan„de zum andern herumzuirren, um einen weit entfern„ten Zufluchtsort aufzusuchen. Nach dem, was vorge„fallen ist, darf ich nicht in die Grafschaft Neuschatel zu„rückkehren, wo der König und die Regierung nicht „mächtig genug sind, mich vor der Wuth des aufgewie„gelten, zügellosen Pöbels zu schützen. Sie werden, „mein Herr, leicht selbst einsehen, daß keiner von den „benachbarten Staaten es weder wagen darf noch kann, „einen Unglücklichen aufzunehmen, der hier auf eine „so harte Art weggejagt werden ist. Ich bin also jetzt „aufs äußerste gebracht, und es bleibt mir nur ein ein„ziges Mittel übrig, das ich, so schrecklich es auch „scheint, nicht allein ohne Widerwillen, sondern sogar „mit Freuden ergreifen werde; wenn es der Stand „Bern gnädigst erlauben will. Ich wünsche nehmlich, „daß man mir die Erlaubniß gebe, den Rest meiner „Tage in einem Gefängniß zuzubringen; es sey nun „entweder in einem Schlosse, das der Republik gehört, „oder an jedem andern Orte, den sie selbst zu wählen für „gut befinden wird. Ich werde dorten auf meine Ko„sten leben, und hinlängliche Versicherung geben, nie „dem Staate zur Last zu fallen. Ich verlange weder „Papier noch Federn, noch irgend eine andere Gemein„schaft mit der Welt, außer dem, was die höchste Noth „erfodert; auch dann werde ich meine Aufträge nur „solchen geben, die die Republik selbst dazu bestimmen „wird. Nur einige Bücher und die Freyheit, zuwei„len in einem Garten spatzieren zu gehen; mehr ver„lange ich nicht. Glauben Sie ja nicht, mein Herr, „daß ich diese Bitte aus Verzweiflung thue. Ich bin

„ja

„Ja jetzt ganz ruhig, und ich habe lange über meinen „Zustand nachgedacht, ehe ich mich hierzu entschloß. „Bedenken Sie nur, wenn Ihnen meine Bitte außer„ordentlich scheint, daß meine jetzige Lage noch außer„ordentlicher ist. Das unruhige Leben, das ich seit „einigen Jahren führen muß, war schrecklich für einen „gesunden Menschen, urtheilen Sie nun, was es für „einen armen schwachen Mann seyn muß, den Krank„heit und Kummer erschöpft haben, und dem kein an„derer Wunsch mehr übrig bleibt, als ruhig zu sterben. „Alle Leidenschaften sind in meiner Seele erloschen, und „nichts ist zurückgeblieben, als sehnliches Verlangen nach „Einsamkeit und Ruhe, welche ich auch gewiß finden „werde, wenn man mir die Wohnung gewährt, um „die ich bitte. Dort werde ich von der Zudringlichkeit „der Neugierigen befreyt seyn, und ruhig meinen Tod „erwarten; dort werde ich nichts von dem erfahren, „was in der Welt vorgehet, und folglich mich auch „über nichts betrüben. Ich liebe über alles die Frey„heit; aber die meinige stehet nicht in der Gewalt der „Menschen; und Mauren oder Ketten können mich der„selben nicht berauben. Diese Gefangenschaft, mein „Herr, scheint mir so wenig fürchterlich; ich fühle so „sehr, daß ich nur allein auf diese Art alle das Glück „genießen kann, dessen mein elendes Leben noch fähig ist, „daß ich aus eben diesem Grunde nicht hoffen darf, meine „Bitte gewährt zu sehen: obgleich dieser Schritt mei„nen Freunden alle Unruhe benehmen sollte. Aber ich „will wenigstens mir selbst nichts vorzuwerfen haben; „ich will, daß mir mein Gewissen Zeugniß gebe, daß „ich alle mögliche, ehrliche Mittel versucht habe, die

mir Ruhe verschaffen und noch vor den neuen Stürmen, „die auf mich warten, und denen man mich entgegen „zu gehen zwingt, verwahren konnten. Ich wieder„hole, mein Herr, meine Bitte, und versichere Sie, „daß dieses die größte Gnade ist, die man mir gewäh„ren kann.“

Auch diese Bitte wurde Rousseau'n abgeschlagen, und er muste in der kalten Jahreszeit fort. Er entschloß sich, bey seinem Freunde und Gönner, dem würdigen Lord-Marschall, der sich jetzt in Berlin befand, Schutz zu suchen. Auf der Reise erhielt er in Straßburg einen Brief von Hume aus Paris, worinne ihn dieser einlud, mit ihm nach Engelland zu gehen. Rousseau nahm diese Einladung an, und seine Freunde wirkten am französischen Hofe einen Paß für ihn aus, daß er ohne Gefahr nach Paris kommen konnte. Er reiste dahin, fand Humen und ging mit demselben nach Engelland. — — —

Wie er sich daselbst mit diesem gelehrten Britten veruneinigte, der ihm die Undankbarkeit für erwiesene Wohlthaten und die Zanksucht vorwarf, und den er wieder seiner Seits der Verleumdung und der boshaften Begierde, ihn zu quälen, beschuldigte, ist hier nicht zweckmäßig für mich zu erzählen, ich müste denn die Anmerkung hinzufügen, daß zwey der größten Philosophen unsers Zeitalters über ihre Leidenschaften so wenig Meister waren, daß sie sich auch nicht scheueten, einander im Angesichte der ganzen Welt die schimpflichsten Vorwürfe zu machen. Thaten das, müste ich noth-

wen-

wendig schließen, wenn ich diesen Streit moralisch beschreiben wollte, thaten das zwey so helldenkende Köpfe, was müssen nicht andere thun, die weniger hell, oder wohl gar noch finster denken? — Und was hilft uns, würde ich zuletzt mit allen meinen Lesern ausrufen müssen, was hilft uns die größte theoretische Erleuchtung, die wir von ihnen und ihres gleichen lernen können, wenn wir so wenig, wie sie, die practische, oder das Handeln nach klaren Begriffen damit zu verbinden wissen? —

Rousseau's fernere und umständlichere Lebensgeschichte muß man anderwärts suchen, als, z. B. in Herrn Christoph Girtanners Fragmenten über Rousseaus Leben, Karakter und Schriften; einem kleinen wohlgerathenen Werke, aus welchem das meiste, was ich bisher von diesem Philosophen erzählt habe, genommen ist.

Bin ich gleich, meine Leser, bey dieser Erzählung über ein Jahrzehend weiter, als sonst meine Gewohnheit ist, zurückgegangen, so werden Sie doch, wie ich hoffe, den wahren Charakter unsrer Zeiten und Zeitgenossen darinne auf keine Weise verkennen.

Die Magistrate zu Genf und zu Bern bestunden ohne Zweifel aus Personen, die sonst erleuchtet genug und nichts weniger, als unwissend waren, aber sie handelten in diesem Falle, wie wir selbst in den meisten handeln, nach Leidenschaften. Sie hatten bey dem, was sie thaten, gewisse Privatabsichten, und

 diese

diese hielten sie ab, in dem Irrenden noch den Menschen zu erkennen. Sie verfuhren lieblos, um ihre vorgeblichen Rechte zu behaupten und sich einander gefällig zu machen. Sie wurden grausam, um gewissenhaft zu scheinen. — Sollte es wohl schwer seyn, dergleichen Fälle auch noch itzo und selbst unter uns auszufinden?

Der Herr Erzbischoff von Paris konnte immer in seinem Hirtenbriefe über den Emil seine Anmerkungen machen und Rousseau'n wieder darauf antworten lassen, wenn ja über dieses Buch polemisirt werden muste, auch mochte das Parlament es immer verbieten und confisciren, wenn das Gewissen und Voltäre es einmal so haben wollten, es würde demungeachtet gekauft und gelesen worden seyn, wie es denn auch hernach nur desto begieriger gekauft und gelesen wurde; aber den armen Verfasser, blos um einiger paradoxer Meynungen willen, die er darinne vorgetragen hatte, aus dem Lande zu verjagen, war ungerecht und ein Verfahren, zu welchem sie von ihrem göttlichen Lehrer weder Befehl, noch Beyspiel aufzuweisen hatten. Unterdessen wollte ich mich nicht dafür verbürgen, daß sich itzt, unter eben den Umständen, nicht wieder dergleichen zutragen sollte.

Herr Montmollin — wer wird sich über diesen wundern? Es giebt noch allenthalben Montmollins — unter Katholiken, Lutheranern und Reformirten — nicht nur unter solchen, die bey ihren symbolischen Büchern bleiben, sondern auch unter

denen

denen, die davon abgehen. — Die protestantischen Neologen, die sich wider die sogenannten Orthodoxen ereifern, und sie gern, wenns möglich wäre, mit Strumpf und Stiel ausrotten möchten, was sind sie anders, als aufgeblasene und verketzernde Montmollins? — Sogar unter den Freygeistern giebt es dergleichen. Wer nicht zu ihrer Parthey gehört, den verfolgen sie, oder verlästern ihn wenigstens. War nicht selbst Voltäre ein Montmollin gegen Rousseau'n? — —

---

# Italien.

Dieses Land, das sonst der Mittelpunct der ganzen Römischen Monarchie, der Sitz der Tapferkeit, der Treue und des guten Geschmacks, das Vaterland der Katonen, der Pompejusse und der Cäsare, und das Schrecken und die Geissel der Welt gewesen ist, was ist es itzo? — Ein, unter viele Fürsten getheiltes, ohnmächtiges Reich, der Aufenthalt des Römischen Oberpriesters, das Vaterland der Kastraten, der Banditen und der Harlequins und fast durchgängig der Sitz der Arglist, Rachgier, Uippigkeit und Wollust. Ich sage: fast durchgängig; denn wo ist eine Regel ohne Ausnahme? Es werden indessen wenig Oerter und Gegenden in Italien anzutreffen seyn, wo jene schändlichen Laster sich nicht hauffenweise eingedrungen und wo

wo nicht äußerst verdorbene Sitten den heroischen Geist des alten Roms zur schlaffsten Weichlichkeit herunter gespannt hätten.

Ich werde mir Mühe geben, in den vornehmsten Provinzen Italiens ebenfalls die neuesten und denkwürdigsten Begebenheiten aufzusuchen und meinen Lesern in einem kurzen Abrisse vor Augen zu legen. Auch hier will ich ihnen zeigen, wie weit sich die große Erleuchtung erstreckt, die man an unsern Zeiten so vorzüglich rühmet und fast allenthalben zu finden glaubt. Ich werde dabey weder etwas verschweigen, noch hinzusetzen. Thatsachen sollen reden.

## Sardinien, Savoyen, Piemont und Montferrat.

„Man mag nun unter der Erleuchtnng eine „Art von Freydenkerey verstehen, wo man die sub„jectivische Vernunft zur alleinigen Schiedsrichterin aller „geoffenbarten Glaubenslehren erhebt, oder man mag „sich wichtige Entdeckungen und Fortschritte „in dem Gebiete der Wissenschaften darunter vorstellen, „oder man mag sich dieselbe endlich als einen solchen „Zustand erklären, wo man sich von den Fesseln des „Aberglaubens losgerissen und allen irrigen Mey„nungen und Vorurtheilen abgesagt hat, so wird man „doch auf keinen Fall das Wort Erleuchtung von „den Einwohnern dieser Staaten gebrauchen oder ihnen „den Ruhm derselben beymessen können.“

Die

Die erste Art einer solchen Erleuchtung ist bey ihnen schlechterdings nicht möglich, so lange der Pabst in der Nähe und die Bischöffe unter ihnen über die Lauterkeit ihres catholischen Christenthums Wacht halten.

Zu der zweyten ist bis itzo auch noch wenig Anschein vorhanden, weil ihre Academien mit keinen gelehrten Professoren besetzt sind und auswärtige Lehrer nicht dahin gezogen werden.

Und was die dritte anbelangt, so läßt sich dieselbe von diesen Provinzen aus eben dem Grunde nicht vermuthen, aus welchem ich die Unmöglichkeit der erstern bewiesen habe.

Vielleicht werde ich in der Folge auf diese Anmerkung bey noch mehrern italiänischen Staaten zurücksehen müssen.

Daß die Sardinischen Unterthanen, besonders die, welche sich dem geistlichen Stande wiedmen, nicht ausserhalb Landes studiren dürfen, ist, wie ich glaube, eines der stärksten Hindernisse, sowohl an der Verbesserung ihrer Sitten, als auch an der Vermehrung ihrer Einsichten. Denn ob ich gleich den Academien zu Turin und Anneci alle Gerechtigkeit wiederfahren lasse, so halte ich sie gleichwohl nicht für besser, als andere italiänische Universitäten, auf welchen der Mangel an guten Sitten sowohl, als an selbst- und noch mehr an tiefdenkenden Köpfen gemeiniglich noch sehr groß ist. Ich lobe es keineswegs, wenn ein Lehrer

ein Freydenker ist, das ist, seine Vernunft für grenzenlos hält, seinem Witze allen Muthwillen verstattet und aus stolzem Eigendünkel von Niemanden einen Beweis annehmen will, blos deßwegen, weil er selbst nicht darauf gefallen ist, oder weil derselbe mit seinen vorgefaßten Meynungen streitet. Allein ich kann es eben so wenig billigen, wenn diejenigen, die Andere zur Weisheit führen sollen, blose Nachbeter sind, nie daran denken, daß sie auch eine Vernunft haben, nie es wagen, von der vorgeschriebenen alten Norm auch nur einen Fingerbreit abzugehen. Hätten die Savoyischen und Piemontesischen Jünglinge die Freyheit, französische oder deutsche Universitäten zu besuchen, oder könnte sich die Regierung entschließen, auf den inländischen Schulen gelehrte Ausländer zu Lehrern zu bestellen, so würde man bald sehen, wie sehr die Wissenschaften auf denselben zu nehmen, und was für einen wohlthätigen Einfluß sie zugleich auf die Sitten und die Lebensart des Volks haben würden. Es würden deßwegen keine Ketzereyen entstehen. Man würde nur Glauben und Aberglauben besser unterscheiden lernen. Man würde nicht gleich, wenn man eine bisher noch ungewöhnliche Wirkung der Kunst oder der Natur erblickte: Zauberey! schreyen, und kläglich über den Verfall der Religion seufzen, wann menschliches Ansehen in Glaubenssachen geschwächt, unnütze Mönchsorden abgeschafft und abgöttische Gebräuche aufgehoben würden. Wenn itzt ein italiänischer Bischoff in seinem Hirtenbriefe weder den Duns Scotus, noch den Thomas Aquinas citirt, wenn er darinne nicht von lauter Indulgenzien und Rosenkränzen spricht, noch Reliquien-

Verehrungen und Wallfahrten anpreist, so erstaunt man schon über seine unbegreifliche Erleuchtung. Aber wie wenig will das sagen, wenn man es nur mit derjenigen Erkenntniß vergleicht, welche die meisten Bischöffe in Deutschland und Frankreich besitzen! —

Als vor einigen Jahren der Erzbischoff von Sassari an die Geistlichkeit seines Sprengels einen Hirtenbrief erließ, worinne derselbe von dem gewöhnlichen Inhalte solcher Briefe ein wenig abging, so hielt man diese Neuigkeit für wichtig genug, allenthalben bekannt gemacht zu werden. Und in der That war auch dieselbe, wenn man Zeit und Ort bedenkt, in welchen sie sich eräugnete, eine unvermuthete und höchst merkwürdige Erscheinung. Ein öffentliches Blatt, welches in einer der vornehmsten Städte in Italien, zu Florenz, herauskömmt, machte von diesem Pastoral-Schreiben folgende Anzeige: „Da die gewöhnlichen Hirtenbriefe meistens voll mystischer Theologie, und fast immer nur darauf eingerichtet sind, die Menschen zu ermahnen, den Zorn Gottes durch Bethen abzuwenden, so zielt dieser ganz und gar darauf ab, dem Volke sowohl mehr Lust zum Ackerbaue, als auch die dazu erfoderlichen und nützlichen Kenntnisse beyzubringen. Der gedachte Prälat zeiget dabey, daß es kein erniedrigender Mißbrauch des geistlichen Lehramts sey, dergleichen Ermahnungen und Unterricht in irdischen Dingen zu ertheilen.“ — Allein ich weis doch nicht, ob sichs für einen geistlichen Hirtenbrief oder bischöffliches Circularschreiben so recht schickt, wenn darinne den Diöcesanen Unterricht gegeben wird, wie sie, z. B. den Pflug recht anstellen

sollen

sollen, welche Zeit zum Säen des Rockens, der Gerste, des Rübsens und anderer Früchte die beste ist, wie die Stallfütterung eingerichtet oder wieviel Fuder Mist auf einen Acker gefahren werden müssen u. s. w. Denn alle diese Kenntniße werden zum Feldbaue zwar erfodert und sind für diejenigen, welche Landwirthschaft treiben nützlich, gehen aber von dem eigentlichen Zwecke der Hirtenbriefe, meines Erachtens, ein wenig zu gar weit ab. Mich dünkt, der Herr Erzbischoff hätte besser gethan, wenn er es bey einer allgemeinen Ermahnung, den Ackerbau nicht zu vernachläßigen, hätte bewenden lassen: Oder noch besser, wenn er, statt dieses öconomischen Unterrichts, so nützlich er auch übrigens seyn mochte, von der Pflicht, einem Jeden das seinige zu lassen, gehandelt oder zur Einführung zweckmäßigerer Polizey-Anstalten ermahnet hätte, damit man künftig auf den Landstraßen und in seinen eigenen Wohnungen vor Räubern und Mördern gesichert gewesen wäre. Es sind kaum 3 Jahre, so wurde unweit Turin, der Residenz des Königs, ein Courier, nachdem man ihm Geld und Briefschaften abgenommen hatte, mit vielen Wunden ums Leben gebracht. Bey dieser Gelegenheit schrieb man aus Turin: „Es wäre zu wünschen, daß wirksamere Maaßregeln zu unserer Sicherheit genommen würden, indem wir sonst in Gefahr stehen, in unsern eigenen Wohnungen ermordet zu werden, so sehr ist unsere Hauptstadt mit Landstreichern und Beutelschneidern überschwemmt.“

Man hat indessen an dem Sardinischen Hofe in verschiedenen Fächern seit Kurzem manche gute und löb-

löbliche Anstalt gemacht. So hat z. B. der König vor nicht gar langer Zeit seine Truppen vermehrt, seine Grenzfestungen ausgebessert und sein Finanzwesen auf einen richtigern Fuß gesetzt. Allein ich sage nichts umständliches hiervon, weil es nicht unmittelbar zu meiner Absicht gehört. Begebenheiten, die nicht ganz besonders denkwürdig sind, und Aufklärung oder Nichtaufklärung verrathen, übergehe ich wohlbedächtig mit Stilleschweigen. Wenn ich jeden unbedeutenden Vorfall genau erzählen wollte, so müste ich auch die kleine Irrung beschreiben, welche neuerlich der König von Sardinien mit dem Rathe zu Genua gehabt hat, als die Unterthanen des letztern so keck gewesen waren, die Piemontesischen Hirten zu beleidigen, die auf dem Gebiete der Republik gehütet hatte. Es ist wahr, die Sache schien anfänglich weit aussehend zu werden. Der König, der sich der Hirten ernstlich annahm, sandte eine Anzahl Truppen in das Genuesische, ließ damit ein paar schwachbefestigte Schlösser berennen und von der wehrlosen Stadt Savona Besitz nehmen. Allein als die Herren Genueser, von aller Mannschaft entblößt und wohl zum Geldwechseln, aber nicht zum Kriegführen eingerichtet, den Königlichen Hirten künftig mit mehrerm Respecte zu begegnen, angelobten, so ließ sich der Hof zu Turin um desto williger besänftigen, da die zu Wien und Versailles und einige Schweizer Kantons, welche die bestürzten Genueser ängstlich um Vermittelung gebeten hatten, nicht gleichgiltig dabey waren, sondern alles thaten, Se. Sardinische Majestät gegen dieselben zu friedfertigen Gedanken zu stimmen.

Mai-

## Meiland und Mantua.

Diese beyden Herzogthümer stehen, wie bekannt, unter dem weisen und wohlthätigen Zepter **Josephs** des Zweyten. Daher ist es ganz natürlich, daß auch sie durch denselben mit seinen deutschen Staaten einerley glückliche Veränderung erfahren haben. Dieß beweist die gegenwärtige Beschaffenheit des ganzen Meiländischen und Mantuanischen Justiz- Finanz- und Mönchs-Wesens. Die Gerichtshöfe in diesen Provinzen haben seit einigen Jahren eine ganz andere Einrichtung nnd Verfahrungsart bekommen. Die Prozesse sind abgekürzt, der Sportelsucht ist vorgebeugt und der Partheylichkeit sind Grenzen gesetzt. Die Finanzen hat man vor listigen Unterschleifen und die Cassen, durch Vorsetzung getreuerer Beamten, vor Angriffen und Beraubungen zu sichern gesucht. In Ansehung der Kirchenzucht hat der Monarch die nehmliche Sorgfalt bewiesen. Alle unnütze Klöster, oder doch die meisten, sind aufgehoben, und die darinne gewesenen Mönche und Nonnen theils in die Welt zurück gesandt, theils in die noch übrigen geistlichen Gestifte, die man nunmehr zu Spitälern und Armenhäusern eingerichtet hat, vertheilet worden. Die bisherigen Verbindungen der Ordensgeistlichen mit ihren Generalen in Rom, ingleichen der Bischöffe mit dem päbstlichen Stuhle, was z. B. die Einholung der Dispensationen in Ehesachen, Klostergelübden u. dergl. anbelangt, wie nicht weniger die von dem Pabste sonst gewöhnlichen Verleihungen geistlicher Pfründen, alles das und noch weit mehr hat in der Kayserlichen Lombardey eben sowohl, als in den übrigen Oesterreichischen

Erbländern, gleich nach **Josephs** denkwürdigen Regierungs-Antritte, aufgehört. Wie scheel der Pabst hierzu gesehen und was der Aberglaube für ein Lamento hierüber angestimmt, ist leicht zu erachten. Als der Cardinal Herzan Pius, dem 6ten, im Jahre 1771. im Namen Sr. Kays. Majestät, die Eröffnung thun muste, daß Allerhöchstdieselben Se. Heiligkeit mit der Vergebung der geistlichen Beneficien in dem Herzogthume Meiland künftig nicht weiter beschweren, sondern das Ihnen zukommende Ius praesentandi von nun an selbst ausüben wollten, bezeugte der heilige Vater hierüber sein ernstliches Mißfallen. Vergebens berief sich der Cardinal auf zwey päbstliche Breven von Martin, dem 4ten und Nicolaus, dem 4ten, die man in den Archiven der Meiländischen Kanzley gefunden und Kraft deren den Souveräns dieses Herzogthums völlige Macht und Gewalt ertheilet werde, unabhängig von dem päbstlichen Stuhle, alle erledigte Präbenden und Beneficien ihren Unterthanen zu verleihen. Umsonst behauptete derselbe, daß dieses Recht nur von den Päbsten bisher usurpirt worden wäre, nachdem es die nachherigen Herzoge von Meiland, und weil verschiedene Familien in der Regierung aufeinander gefolgt, vernachläßigt hätten u. s. w. Nichts konnte den aufgebrachten Pius zur Einwilligung bewegen. Er schloß vielmehr dem Cardinale mit Unwillen den Mund, ohne ihm für diesesmal die Erlaubniß zu geben, denselben wieder zu eröffnen. Drauf schrieb er eigenhändig an den Kayser, um ihn, wo möglich, noch auf andere Gedanken zu bringen. Als aber auch diese Bemühung fruchtlos war, und der Eingriffe in seine vorgeblichen Rechte immer mehr wurden,

so

so nahm er sich endlich vor, selbst nach Wien zu reisen. Doch da ich von dieser merkwürdigen päbstlichen Reise unter dem Artikel Oesterreich vielleicht ausführlich handeln werde, so breche ich itzt davon ab, und sage von den neuen Kayserlichen Einrichtungen in diesen beyden Provinzen nur noch so viel, daß ihnen nicht nur von Seiten des Pabsts, sondern auch (wer hätte es denken sollen?) selbst von Seiten der darinne befindlichen Bischöffe die stärksten Hindernisse in den Weg gelegt wurden. Ein Wunder war es also, daß der zu Mantua sie so eifrig zu befördern suchte und, ohne Furcht vor Rom, in einem gewissen Hirtenbriefe sich also ausdrückte:

„Eben die Bewegungsgründe der Gerechtigkeit und „Wahrheit, welche unsern allerdurchlauchtigsten Kay„ser und gnädigsten Fürsten vermocht, alle Ordenshäu„ser dem Gehorsame der Bischöffe zu unterwerfen, und „den letztern auch die Dispensation zu übertragen; eben „diese Bewegungsgründe verbinden uns, aus allen Kräf„ten, nach der Pflicht unsers Hirtenamts, zur Voll„streckung dieser höchsten Decrete beyzutragen. Es ist „nicht weniger gewiß, als bekannt, daß die Ausübung „der ursprünglichen und gewöhnlichen Gewalt der Bi„schöffe seit langer Zeit in vielen Stücken unterlassen „worden; wenn aber durch ein Werk der immer anbe„tenswürdigen und unerforschlichen Vorsehung des himm„lischen Vaters uns vergönnet wird, solche zum Theil „wieder in den Gebrauch und Zustand der ursprüng„lichen Kirchen-Disciplin zu bringen, so müssen wir „sagen: Wer sind wir, daß wir einer Gewalt wider„stehen

„stehen können, welche im Grunde die Gewalt Gottes „ist? Röm. 13. 1.“

Es ist unbeschreiblich, wie sehr der Inhalt dieses Briefs den auf sein Ansehn haltenden Pius verdroß. Aber was wollte er machen? — Den Bischoff absetzen? — War bey gegenwärtigen Zeitumständen schlechterdings unmöglich und gehörte daher blos unter die pia desideria. — Ihn excommuniciren? — Ging vor itzt eben so wenig an, und hätte ers auch thun wollen, so hätte es doch gewiß dem Banne an Nachdrucke gefehlt. — Ihm einen derben Verweis geben? — Stund ihm frey; war aber auch von keinem großen Nutzen, und hätte vielmehr die Wirkung haben können, ihm einen andern von Seiten des Kaysers zuzuziehen: Ausculta, ne me obtundas de hac re saepius. — Is meus est factus: si quid peccat, mihi peccat. — Postremo aut desine, aut cedo quemvis arbitrum. Te plura in hanc rem peccare ostendam. Ter.

Eben als diese kleine Irrung zwischen dem Pabst und dem Kayser obwaltete, starb der Erzbischoff von Meiland. Nun wäre nach der päbstlichen Behauptung das Recht, einen andern zu ernennen, dem heiligen Stuhle zugekommen. Allein der Kayser zeigte aus obangeführten Gründen, daß dasselbe ihm als Landesherrn, auf keine Art und Weise streitig gemacht werden könne: Folglich besetzte er auch das erledigte Erzbißthum, wie es ihm gut dauchte. Der hierdurch von neuem erzürnte Pabst machte deßwegen am Kayserlichen Hofe Vor-

stellungen, und als diese nichts helfen wollten, wegen Ertheilung des gewöhnlichen Palliums, Schwierigkeiten. Endlich, da auch hierdurch nichts auszurichten war, bat er sich wenigstens das zur Freundschaft aus, daß der Neuerwählte in Person nach Rom kommen und die päbstliche Confirmation, mit Entrichtung der in solchen Fällen üblichen Gebühren, einholen sollte. Auch dieses erfolgte nicht so, wie es der heilige Vater wünschte. Indessen wurde doch der ganze Streit, durch den Besuch, den der Kayser damals bey Pius, dem 6ten in Rom abstattete, in der Güte geschlichtet. Der neue Erzbischoff wurde, nach Rom zu seiner Weihung zu kommen, von Sr. Heiligkeit dispensiret und, in Ansehung der übrigen Kirchen-Angelegenheiten, dem Kayser versprochen, ihm dießfalls, sonderlich was die Ernennung zu allen Beneficien, Pfründen, Bißthümern u. s. f. in den Oesterreichischen Erbländern anbelangt, freye Hände zu lassen, jedoch mit Vorbehalt dessen, daß die Ausfertigung der Bestallungen unweigerlich in Rom gesucht werden müsse.

Ich füge zu diesen Erzählungen noch eine merkwürdige Sage, ungeachtet ich in dieser Schrift mich mit keinen leeren Gerüchten, sondern mit lauter Thatsachen beschäftige. Da aber der Inhalt derjenigen Rede, die damals allenthalben herumging, von der äußersten Wichtigkeit ist und zu der Zeit, da öffentlich davon Meldung geschahe, jedermann in Erstaunen setzte, so kann ich mich nicht wohl entbrechen, hier auch etwas davon zu gedenken. Man sagte nehmlich, der Kayser sey Willens, das Herzogthum Meiland an den

König von Spanien, der dasselbe für seinen Neffen, den Herzog von Parma, suchte, für 40 Millionen Piaster zu verkaufen: Hierauf wolle er den bisherigen Statthalter in der Lombardey, seinen durchlauchtigsten Bruder Ferdinand, zum Großherzoge von Florenz und Toscana, den itztregierenden Großherzog Leopold aber zum Mitregenten über die Kayserlich-Königlichen Erblande erklären. Welch ein sonderbarer Plan! Vermuthlich ist derselbe von einem politischen Kannengiesser oder von einer sinnreichen Gesellschaft am Caffeetische ausgedacht worden. Indessen sey der Urheber hiervon, wer er wolle, so hat er dabey durchaus nicht erwogen, daß wir itzt in ganz andern Zeiten leben, als in denjenigen, in welchen man mit Ländern, wie mit Häusern handelte, und daß die Politik der großen Herren, (die fruchtbare Mutter so vieler neuern Einrichtungen im Staate und in der Kirche,) itzt nicht einmal Theilungen der Provinzen, geschweige Veräusserungen derselben gestattet. Oder sollte wohl der Kayser, der dafür bekannt ist, daß er seine Staaten lieber erweitert, als schmählert, von seiner Monarchie ein so wichtiges Herzogthum abreißen, welches ihm jährlich über 3 Millionen Thaler einträgt und zu den schönsten in der Welt gehört? Es ist wahr, 40 Millionen Piaster ist eine feine Summe, womit man schon etwas anfangen kann. Aber baar Geld giebt sich aus, und ein einziger unglücklicher Krieg, wie itzt der Türkische, kann alle diese Millionen mit einemmale verschlingen. Wo bleibt alsdann das Herzogthum? — —

## Parma, Piazenza und Guastalla.

Hier weis ich wenig oder gar nichts denkwürdiges zu erzählen, außer daß der Herzog dem schrecklichen Inquisitionsgerichte, das seit einiger Zeit in seinen Staaten gewissermaaßen geruhet hatte, erst neuerlich (1787) wieder Leben und Thätigkeit verliehen hat. Hierüber muß man sich um destomehr verwundern, wenn man bedenkt, daß dieses zu einer Zeit geschehen ist, wo die meisten katholischen Fürsten um und neben ihm angefangen haben, das Vernunft- und Religionswidrige dieses Gerichts einzusehen und ihre Länder von den Greueln desselben gleichsam zu säubern. Mich dünkt, daß die Anzeige dieses einzigen Umstandes mich aller Mühe überheben wird, meine Leser zu versichern, daß in diesen Provinzen nicht die geringste Veränderung mit dem abergläubischen Mönchswesen und mit der alten verdorbenen Kirchenzucht vorgegangen ist. Auch wird man hieraus eben so leicht abnehmen können, was für ein Schicksal die neuen Kayserlichen Einrichtungen im Meiländischen haben würden, falls sich künftig wider alles Vermuthen, jene obige Sage bestätigen sollte.

Allein wenn es mir gleich nicht möglich ist, von den Einwohnern dieser Länder wichtige Fortschritte in dem Gebiete der Wissenschaften zu melden, so bin ich doch im Stande, dieses von ihnen zu rühmen, daß sie seit Kurzem so sinnreich gewesen sind, eine Kunst zu erfinden, die weder Rom, noch Griechenland gewust hat, und welche bisher, so viel ich weis, so gar in dem erleuchteten Engelland, Deutschland und Frankreich ein

Ge-

Geheimniß gewesen ist, ich meyne die bewundernswürdige Kunst, mit den Pferden zu tanzen; eine Kunst, die, ob sie gleich nur zur Belustigung dienet, doch ein deutlicher Beweis ist, wie weit es der Verstand und Fleiß des Menschen in Dreßirung oder Abrichtung der unvernünftigen Thiere bringen kann. Von dieser seltsamen Tanzkunst wurde, unterm 4ten Junius 1785, aus Parma folgendes berichtet: „Seit 14 Tagen siehet man hier täglich 24 Cavalier, welche sich bey einer rauschenden Music auf einem großen Platze zu Pferde üben, um einen Contra-Tanz zu Pferde zu tanzen, womit die Sicilianischen Majestäten, welche man den 9ten dieses hier erwartet, unterhalten werden sollen. Sämtliche reutende Tänzer werden bey dieser seltenen Fete in Römischer Heldentracht mit großen Federbüschen erscheinen. Aber, setzt der Verfasser dieser Nachricht hinzu, ob die Römischen Helden wohl auch Contra-Tänze zu Pferde gemacht haben?“ — Wie kann man fragen? Lebten sie wohl in solchen erleuchteten Zeiten, wie wir? —

---

## Modena und Mirandolt.

Was der Herzog von Parma, wie ich zuvor erzählt habe, in seinen Staaten wieder eingeführt hat, das hat der von Modena, wenigstens zum Theil, in den seinigen aufgehoben. Der Inquisitor von Reggio, Pater Belcardi, war vor einiger Zeit kaum mit Tode abgegangen, so wurde sogleich auf herzoglichen Befehl diese Inquisition unterdrückt, die Einkünfte derselben der von Modena einverleibet, und nebst der Donation der Fabrike die Gefängnisse von Grund aus niedergerissen, und jeder Umstand, der das Ansehen einer Inquisition in dem Dominicanerkloster besagter Stadt haben könnte, gänzlich aus dem Wege geräumt. Es wäre zu wünschen, daß der Herzog dieses unmenschliche Gericht auch in Modena aufgehoben, und überhaupt den Kayser in alle dem, was derselbe mit dem Mönchs- und Klosterwesen im Oesterreichischen und Meiländischen vorgenommen hat, nachgeahmt hätte, oder noch künftig nachahmen möchte. Doch vielleicht ist dasjenige, was bereits mit Reggio geschehen ist, nur ein kleiner Anfang, von dem man die große Fortsetzung in der Folge zu erwarten hat. Hat doch schon der Herzog an einigen Orten die überflüßigen Messen abgeschafft und das dazu gewiedmete Geld zu einem nützlichern Gebrauche anzuwenden befohlen. „In dem unserm Herzoge zuständigen Fürstenthume Corregio, schrieb man im Jahre 1783. öffentlich aus Modena, sind nach einem umständlichen Verzeichniße jährlich 48496 gestiftete Messen zu lesen, zu welchen die Anzahl sämtlicher im Lande befindlicher 121 Priester nicht hinreicht, da besonders

ders

ders viele derselben theils wegen Krankheit, theils aus Andacht, theils auch wegen öfterer Abwesenheit die Messe nicht täglich feyren können. Se. Durchl. unser regierender Herzog wollen also ein Zwölftheil der zu allen diesen Messen bestimmten Summen, welche ohnedieß von der Geistlichkeit nicht verdient werden können, einziehen, und solche zu anderweitigen frommen Stiftungen und Unterstützung der wahren Dürftigen anwenden, von welchen man hofft, daß sie der Gottheit noch angenehmer, der Kirche nützlicher, und für die Seelen der Stifter folglich heilsamer seyn werden." — — Aus dieser kurzen Nachricht sieht man nun freylich, daß die Erleuchtung in gedachten Provinzen, so wie in mehrern katholischen Staaten, besonders in Italien, noch sehr schwach, und die Erkenntniß von Christo und seiner Lehre noch sehr mangelhaft seyn müsse. Dieß beweisen nicht nur die vielen Seelen-Messen, von welchen das ganze apostolische Jahrhundert und viele darauffolgende gewiß kein Wort gewust haben, sondern es bekräftigt es auch die ungegründete Meynung, daß das Amt der Priester hauptsächlich darinne bestehe, dieselben zu lesen. Sollte auf das Predigen des Evangelii und auf das Gebeth nicht viel mehr ankommen? Der Befehl, den der Stifter unsrer allerheiligsten Religion seinen Aposteln gab, lautete nicht: Gehet hin und leset Messe, sondern gehet hin und lehret. Auch finden wir nicht, daß einer derselben, oder einer ihrer Schüler das Abendmahl zu einem Meßopfer umgeschaffen oder dasselbe so, wie es die Römische Kirche itzo feyret, gehalten hätte. Ich sage dieses nicht deßwegen, um hierüber mit denen, die nicht meines Glaubens sind

und von welchen wir Protestanten noch immer, wenigstens insgeheim, für Ketzer gehalten werden, einen unnützen Streit anzufangen, nein! sondern blos um der unter uns befindlichen jungen Herren willen, die sogleich die volle Sonne der Erleuchtung zu erblicken glauben, so bald sie unter den Katholiken nur einen matten Schimmer davon gewahr werden. Indessen muß man auch diesen nicht mit geringschätzigen Augen betrachten. Man muß sich vielmehr darüber freuen und zugleich bedenken, daß die Ursache einer noch so mangelhaften Erkenntniß nicht den armen Layen beyzumessen ist, sondern der stolzen und hartnäckigen Klerisey, die ihnen die Mittel, ihre Religions-Begriffe zu verbessern, und so gar den Trost und das Glück, die edle Gewissensfreyheit zu besitzen, noch immer vorenthält. Die angeführte Herzoglich-Modenesische Verordnung, nebst der Aufhebung der Inquisition in Reggio, beweisen beyde wenigstens doch so viel, (und hiermit muß man vor der Hand zufrieden seyn,) daß man nunmehr daselbst anfange, dem Aberglauben und dem Verfolgungsgeiste Schranken zu setzen, daß man da die ungeheure Anzahl der Messen zu vermindern suche, und daß man es endlich daselbst für besser und Gott angenehmer halte, mit dem dazu bestimmten Gelde die Armen und Nothleidenden zu unterstützen.

---

# Genua.

Hier ist Verstand! Hier ist Weisheit! Hier ist Aufklärung! — Ich meyne nehmlich einen solchen Verstand, den man, wie Rabener, nach Tausenden zählt, dessen Glanz die Sehenden blind macht, dessen Stärke Philosophen und Helden überwindet — eine solche Weisheit, wo man sich, auch in den größten Summen, nicht um einen Heller verrechnet, wo man den Geldcours aus allen Ländern vollkommen wohl inne hat, und wo man mit einem Worte zu dem erhabenen Zwecke, reich zu werden, die diensamsten Mittel erwählt — eine solche Aufklärung, Kraft deren man in dem Reiche der Speculationen immer größre Fortschritte macht, durch welche man die wichtigsten Banco- Agio- und Wechsel-Geheimnisse entdeckt und die es uns sogleich zu unserm Vortheile bemerken läßt, wenn sich ein Unachtsamer oder Weniger erleuchteter auch nur um ein halbes Procentchen irrt.

Daß Genua diese hohen Eigenschaften besitze, ist weltkundig. Wo ist eine Macht in Europa, die, wenn sie in ihren Cassen Nacht und Dunkelheit erblickt, nicht Genua um Licht und Aufklärung bitten sollte? — Die Menschenliebe, durch die sich unser ruhmwürdiges Jahrhundert besonders auszeichnet, hat nirgends eifrigere Verehrer, als in Genua. Dieser großmüthige Staat hilft allen Nothleidenden, die dafür genugsame Sicherheit stellen können, sogleich mit baarer Münze, und läßt auch gemeiniglich, wegen der Intereßen, sich ziemlich billig finden.

Außerdem aber befindet sich bey ihm, in Ansehung der Kirchenzucht und des Mönchswesens, noch alles in der dicksten Finsterniß. Man hört in demselben immer noch nichts von Aufhebung der Klöster, von Abschaffung der Ordensgeistlichen, Brüderschaften, Reliquien-Verehrungen und dergl., nichts von Wiederherstellung der alten apostolischen Glaubenslehren, nichts von Hinwegräumung des peinlichen Gewissenszwangs, kurz, nichts von allen den drey Arten von Aufklärung, die ich in dem Kapitel von Sardinien angegeben habe.

Das Kriegswesen dieser Republik, sowohl zu Wasser als zu Lande, hat wenig zu bedeuten, ungeachtet sie nach ihrer Größe wohl 30000 Mann Landtruppen und 10 bis 12 Kriegsschiffe halten könnte. Allein, weil ihre Bürger den Frieden lieben, und im Fall der Noth an den Schweizern Leute finden, die ihnen für Geld und gute Worte ihr Fell leihen, so bestehet ihre ganze Landmacht zu Friedenszeiten kaum aus 6000 Mann. Hiermit ist bey plötzlichen Ueberfällen, und wo sich der Krieg nicht lange von weitem erst ankündigt, nun freylich nicht viel anzufangen. Man sahe dieses bey Gelegenheit ihres letztern Zwiespalts mit dem Könige von Sardinien. Da sie die Schwäche ihres Heeres kannten und überhaupt nicht in der geringsten Bereitschaft waren, Widerstand zu thun, so machte die unvermuthete Ankunft fremder Truppen, nicht nur das schüchterne Volk, sondern den ganzen ehrwürdigen Rath mit seinem Doge zittern.

Zur See hätten sie vielleicht dem Feinde mit mehrerem Muthe unter die Augen treten können. Denn da haben sie, außer einigen geringern Fahrzeugen, eine besonders große Galeere gehen, mit der sie bisweilen an den verwegenen Seeräubern Wunder der Tapferkeit verrichten. „Unsre Seemacht, schrieb man vor einigen Jahren aus Genua, ist so verächtlich nicht, als viele glauben; wenigstens hat sie sich vor Kurzem den Corsaren furchtbar zu machen gewußt, wie aus folgendem Vorfalle erhellet: Eine Algierische Schebecke von 18 Kanonen und 141 Mann kreuzte seit einiger Zeit an den Ufern des Ligustischen Meeres und that unserer Handlung großen Schaden. Diese ist nunmehr von unserer Galeere erobert und in unsern Hafen eingebracht worden. Vorher hatte ein anderes unserer Schiffe gedachter Algierischer Schebecke zwey uns zugehörige und geraubte Fahrzeuge wieder abgejagt. Es sind dabey 57 Türken mit ihren Rais zu Sclaven gemacht worden.“ Soviel von Genua!

## Venedig.

Diese Republik ist nicht mehr, was sie vormals war. Ihr Reichthum und die Herrlichkeit, an welcher sie sonst Königreiche übertraf, sind größtentheils verschwunden. Sie ist zwar immer noch groß und mächtig, aber lange nicht in dem Grade, als ehedessen, da sie den Levantischen Handel noch allein besaß und alle Europäische Nationen sich dadurch zinßbar machte. Zu

ihrem Verfalle hat mancherley beygetragen. Erst fanden Portugall, Engelland und Holland Mittel, sie jenes vortheilhaften Alleinhandels zu berauben und in dessen Besitz sich selbst zu setzen. Hierauf nahm ihr die Ottomannische Pforte Morea und Candia, vertrieb ihre Schiffe aus dem Archipelagus und hinderte ihren Handel nach Egypten, so viel sie konnte. Nachher schlossen die Höfe zu Rom und Wien mit einander einen Vertrag, Kraft dessen fast alles Gewerbe mit Levantischen Waaren nach Ancona, Triest u. s. f. gezogen und dadurch der Republik von einer andern Seite der empfindlichste Stoß beygebracht wurde. Hierzu rechnet man gemeiniglich noch verschiedene innerliche Ursachen der Verminderung ihrer Größe, als z. B. die Menge der Klöster, welche zum Theil unermeßliche Einkünfte besitzen und dafür dem Staate doch nicht den geringsten Dienst leisten, ferner den Stolz der alten adlichen Familien, die sich der Handlung, durch welche ihre Vorfahren reich und glücklich geworden sind, schämen, und endlich die äußerstverdorbenen Sitten des Volks, welches, zu lauter Ueppigkeiten gewöhnt, dem Müßiggange eben so sehr, als der Wollust ergeben ist. Alle diese Ursachen haben sich gleichsam vereiniget, die Republik in einen gewissen Stand der Entkräftung und Ohnmacht zu versetzen, der besonders bey ihrem Kriegs- und Seewesen sehr merkbar ist. Wenn sonst Venedig mit 50 bis 60000 wohlgerüsteter Mannschaft im Felde und mit 40 bis 50 stark bewaffneten Kriegsschiffen zur See erscheinen konnte, so hat es itzt kaum so viel Truppen, als zur Besetzung seiner Festungen, und kaum so viel Schiffe, als zur Bedeckung seiner Häfen er-

erfodert werden. Indessen kann es Schwächern, wofern es den Rest seiner Kräfte nur recht anstrengen will, sich immer noch furchtbar genug machen. —

Der hohe Rath und sein Doge haben die Ursachen einer so sichtbaren Abnahme ihrer Macht und eines so offenbaren Nahrungs-Verfalles ihrer Bürger gar wohl eingesehen, und wenigstens den vornehmsten Staats-Mängeln und Volksgebrechen unter sich selbst abzuhelfen gesucht. Vor einigen Jahren fanden sie für gut, sechs der angesehensten Patricier, unter dem Vorsitze des edlen Herrn Peter Barbarigo, zu Censoren zu erwählen und denselben auf eine Jahresfrist Gewalt und Vollmacht zu ertheilen, über nachstehende Vorschläge ihr weises Gutachten auszuarbeiten: „1.) Wie ist es möglich, den außerordentlich hohen Preis der Lebensmittel herabzusetzen und davon einen Ueberfluß zu verschaffen? 2.) Wie ist die bis auf die höchste Stufe bereits ausschweifende Pracht einzuschränken, oder gar auszurotten? 3.) Wie ist die Uebermaaß der unnöthigen und überflüßigen Magistratsbeamten und Untergeordneten zu vermindern? 4.) Ein Mittel auszufinden, daß die jetzt im Rathe der Vierziger sitzenden Richter, die ihre Stellen nach und nach gegen erhaltene Statthaltereyen zu verlassen pflegen, sich nicht anders, als nach einer gewissen bestimmten Zeit davon entfernen. (Diese Einrichtung hatte ihr Absehen darauf, damit gedachtes Gericht jederzeit mit alten und wohlerfahrenen Rathsgliedern besetzt bleiben möchte.) Und endlich 5.) einen neuen Plan zur Erziehung der Jugend zu verfertigen, um das moralische und politische Uebel in

der

der Republik aus dem Grunde zu heben.“ Weder das Gutachten dieser Censoren, noch die Befolgung desselben ist im Publico bekannt geworden. Nur soviel hat man erfahren, daß es in Ansehung des Brodtmangels und der Kinderzucht, so ziemlich beym Alten geblieben ist. Indessen hat der weise und erlauchte Senat mancherley andere wichtige Reformen, sein Finanz- Kriegs- Kirchen- und Polizeywesen betreffend, unternommen, welche ich nunmehr einzeln durchgehen will.

Die gewöhnlichen Einkünfte der Republik Venedig werden itzt alle Jahre zu 8 Millionen Thalern angeschlagen, welche Summe aber bey weitem nicht zureicht, den jährlichen Ausgaben, besonders bey außerordentlichen Staatsbedürfnißen, das Gleichgewicht zu halten. Man hat sich folglich genöthigt gesehen, auf schickliche Mittel zu sinnen, wie diesem Mangel, wo nicht gänzlich, doch größtentheils, abgeholfen werden könnte. Hiervon ist nicht nur der bereits vollzogene Entwurf, die reichen Abteyen und Pfründen zu verkaufen und einen Theil der geistlichen Einkünfte in den öffentlichen Schatz zu ziehen, sondern auch das ein Beweis, daß der Rath den Stolz und die Vorurtheile der alten Familien endlich zu besiegen gewust und über 40 neue in die Zahl der Venetianischen Nobili aufgenommen hat. Ganz sind hiermit die Lücken in den Staatscassen freylich nicht ausgefüllt worden, aber man hat doch hierdurch, ohne den unberührten öffentlichen Schatz, wie es im Vorschlage war, im mindesten angreifen zu dürfen, den fast gänzlich verschwundenen Kredit der Republik gewissermaaßen wieder hergestellt. Besonders hat durch die Ausfüh-

rung des letztern Entschlusses die Hauptstadt gewonnen, indem sich nun verschiedene der reichsten Häuser, welche vor ihrer Erhebung in den Adelstand auf dem Lande wohnten, mit ihren ansehnlichen Baarschaften hereinbegeben haben. Freylich hat dieß keinen großen Ueberfluß hervorgebracht; allein es hat doch die allzudrückende Nahrungslosigkeit in etwas gemildert und zugleich dem sogenannten unberührten Schatze mehr Sicherheit verschaffen helfen. Derjenige Staatsmann und Patriot, welcher vorgedachtermaaßen denselben anzutasten und zu schwächen in Vorschlag gebracht hatte, war der edle Herr Pesaro. Diesem kamen um das Jahr 1783. die Zeitläufte so bedenklich und die Quellen der Staatseinkünfte so erschöpft vor, daß er jenes Mittel für das einzige hielt, wodurch dem so sehr gefallenen Vaterlande wieder aufgeholfen werden könnte. Seiner ohngefähren Rechnung nach, brauchte man von diesem Schatze vor der Hand nicht weniger, als 600000 Ducaten. Allein, weil man dadurch das Murren des Volks, welches denselben für den letzten Nothpfennig der Republik ansieht, nicht gern erregen wollte, so konnte man sich für dießmal nicht entschließen, von diesem verzweifelten Vorschlage Gebrauch zu machen. Statt dessen wurde vielmehr für gut befunden, ausser den Summen, die man aus den ertheilten Adelsbriefen gelöst hatte, auch den Vorrath einiger öffentlichen Cassen zum Behufe der Bank zu verwenden; wie denn auch kurz darauf 320000 Ducaten aus einigen derselben wirklich genommen und nach der Bank gebracht worden sind. Noch weit zahlreichere Posten zog man aus den verkauften Klostergütern. Die einzige St. Stephans-Abtey besaß vor

ihrer

ihrer Aufhebung 350000 Livres jährliche Einkünfte. O wie öeconomisch wurden nunmehr diese Gelder, theils zur Rettung des öffentlichen Credits, theils zur Ausrüstung einer beträchtlichen Flotte, theils zur Unterstüzzung armer Hospitäler angewendet!

Besonders suchte man das so tief gesunkene Kriegs- und Seewesen wieder damit zu heben, welches sich zuvor in einer so verächtlichen Lage befand, daß selbst die auf der See herumflatternden Korsaren nur ihr Gespötte damit trieben. Was half hier dem Doge seine jährliche Vermählung mit dem adriatischen Meere, da er seine Gemahlin so oft in der Gewalt der Räuber erblikken und bey ihren Entehrungen, ohne sie dafür schützen zu können, ein Augenzeuge seyn muste? — Doch izt erwachte seine so lange im Schlummer gelegene Eifersucht und verwandelte sich in Rache. Tag und Nacht wurde, unter seiner Aufsicht, im Arsenale und auf den Schiffszimmerwerften gearbeitet, um eine Flotte herzustellen, die jene kühnen Räuber und Ehrenschänder zurückhalten und ihnen vor den Waffen der Republik Ehrfurcht einflößen sollte.

Eigentlich hatten diese fürchterlichen Kriegsrüstungen mehr als einerley Gegenstand. Erstlich wurde Venedig von den Holländern bedrohet, die von ihm für zwey ihrer Kaufleute, welche, aus einer unrechtverstandenen Empfehlung des venetianischen Gesandten, durch den vorgeblichen Prinz Castrioto, oder, wie er damals hieß, Grafen Zannowich betrogen worden waren, eine Genugthuung verlangten, die man ihnen in

Güte

Güte nicht zugestehen wollte und die sie daher mit gewaffneter Hand zu erhalten suchten. Es blieb aber bey bloßen Drohungen und am Ende vergaß man den Zwist. Vors zweyte bekam die Republik Händel, mit dem Dey von Tunis, dessen Hartnäckigkeit sie nöthigte, ihn nebst einer guten Summe Geldes, mit Gewalt der Waffen zur Vernunft zu bringen. Vors dritte hatte sie an dem rebellischen Bassa von Scutari einen gefährlichen Nachbar, der ihre Grenzen unaufhörlich beunruhigte und daher ohne fernere Schonung gezüchtiget werden muste. Und endlich bewog sie auch ihr Vortheil, bey dem zwischen der Pforte und Rußland ausgebrochenen Kriege nicht ganz gleichgültig zu bleiben, sondern sich mit der letztern Macht wider die erstere zu verbinden.

Ich will von allen diesen Begebenheiten Ursache und Verfolg kürzlich anzeigen. Die mit Holland brauche ich nicht weiter zu berühren. Ihrer ist schon im vorigen Theile dieser Schrift zur Genüge gedacht worden. Allein was die mit Tunis anbelangt, dazu war folgendes die Veranlassung.

Im Jahr 1784. war den Tunesern ein venetianisches Schiff, von 14000 Zechinen an Werthe, auf Maltha verbrannt worden. Für diesen Verlust verlangte der Dey von den Venetianern eine vollständige Entschädigung, und, als diese nicht erfolgte, kündigte er denselben den Krieg an. Der hohe Rath, ehe er auf seiner Seite die Waffen ergriff, gab sich, wie es

einem Weisen geziemet,*) der den Feind erst mit guten Worten und mit glimpflichen Vorstellungen zu besänftigen sucht, alle Mühe, den Dey von seinem unbilligen Ansinnen mit deutlichen Vernunftgründen zu überzeugen; da aber dieses bey Sr. barbarischen Durchlaucht nichts verfangen wollte, sahe sich derselbe, wider seine sonstige Neigung zum Frieden, in die traurige Nothwendigkeit gesetzt, sich zur Gegenwehr zu rüsten, oder vielmehr, seine Güte in Strenge zu verwandeln. Er gab daher Befehl, daß wider diese Tunesischen Räuber und Friedensstörer in aller Eile eine Escadre von wenigstens 5 bis 6 Linienschiffen und einigen Fregatten ausgerüstet werden sollte, welches zwar auch ohne Widerrede geschahe; aber eben nicht mit allzugroßer Eilfertigkeit. Es vergiengen beynahe 6 Monate, ehe sich alle Fahrzeuge, besonders die mit Proviant beladenen, in segelfertigem Stande befanden. Vermuthlich wollte man dem Dey noch Zeit lassen, sich eines bessern zu besinnen, der aber diesen Verzug vielmehr dazu anwendete, den Venetianern destomehr Schaden zuzufügen. Endlich als man die äußerste Nothwenigkeit vor Augen sahe, muste die kleine Flotte dennoch auslaufen. Der Commandeur derselben war der Ritter Emo, ein eben so frommer, als tapferer Krieger, der die Uebereilung ebenfalls nicht liebte, zumal da er die bekannte Klugheitsregel zu wissen und zu befolgen schien, daß man seinen

*) Omnia prius experiri verbis, quam armis, sapientem decet. Thraso apud Ter.

seinen Feind nicht verachten müsse. *) Ohnfehlbar schwebte ihm dieselbe, nebst der Sorge für seine Heldenseele, im Sinne, als er sich kurz vor Besteigung des Admiralschiffs nach Padua begab und sich daselbst das Grab des heil. Antonius öffnen ließ. Hier besahe er mit vieler Andacht die Gebeine dieses berühmten Wunderthäters und suchte sich durch ihren Anblick wider alle Todesfurcht zu stärken. Nächstdem ließ er sich auch noch eine feyerliche Messe lesen und zu seiner gefährlichen Expedition von dem Patriarchen einsegnen. Wie dieses geschehen war, ging er mit seiner Flotte endlich unter Segel, richtete aber seinen Lauf nicht gerade nach Tunis, sondern besahe erst Cattaro und Corfu, wo er vermuthlich frisches Wasser einnahm oder sich mit Proviant versorgte. Drauf näherte er sich Tunis, hatte widrige Winde, näherte sich aber dennoch und fing an zu schiessen. Als geschossen worden war, sahe man in der Stadt einen dicken Rauch aufsteigen, wie aus einem Ziegelofen, und urtheilte daraus, daß das Schiessen darinne einen entsetzlichen Schaden angerichtet haben müste. Der tapfre Admiral zog sich daher mit seinen Schiffen zurücke, nicht eben darum, damit die aus der brennenden Stadt herausschlagenden Flammen sie nicht ergreifen möchten; denn sie stunden ohnedieß ziemlich

 weit

*) Da ich einmal über dem Citiren bin, so will ich auch noch diese Sentenz anmerken: Praeceptum illud omnium in animis esse debet: „Nihil in bello oportere contemni“ nehmlich kein Feind, so schwach und ohnmächtig er auch zu seyn scheinet. Corn. Nep. in Vita Thrasybuli. C. II.

weit von der Stadt, als vielmehr in der Absicht, dem Dey abermals Bedenkzeit zu lassen, und in Ruhe auf seine Friedensvorschläge zu warten. Mittlerweile, daß man so wartete, verzog sich der Rauch von der Stadt und man sahe nunmehr ganz deutlich, daß der gröste Theil derselben noch da stund und unbeschädigt geblieben war. Der Dey wollte auch von nichts weniger, als von einem ihm nachtheiligen Frieden hören. Vielmehr hatte er die Dreistigkeit, itzt noch einmal soviel Genugthuung zu fodern, als er vorher gefodert hatte. Was sollte nun der brave Emo thun? Das Bombardement wiederholen? — Ging vor itzt unmöglich an. Sein Pulver war verschossen, sein Proviant verzehrt, seine Kriegscasse erschöpft. Auch hatten die bisherigen Strapazen ihn und seine Herren Commilitonen sehr mitgenommen. Sie hatten Erholung nöthig. Zudem wuste man ja auch nicht, ob der hohe Rath gesonnen wäre, den Krieg fortzusetzen. Alle diese Betrachtungen bewogen den Ritter, Tunis zu verlassen und in einen der Republik gehörigen Hafen einzulaufen, wo er seine Schiffe sowohl ausbessern, als von neuem verproviantiren konnte. Hierüber verstrichen beynahe wieder 6 Monate. Das Jahr war um; der Dey blieb auf seinem Starrsinne und die Republik bey ihrem kriegerischen Vorhaben. Ritter Emo muste daher mit seiner Flotte wiederum unter Segel gehen, kam dießmal nicht vor Tunis, weil die Winde gar zu unbändig waren, rückte dagegen vor Biserta und, als er dieses beschossen hatte, vor Susa, das er fast gänzlich in Asche verwandelte. Nichts destoweniger beharrte der Dey bey seinen Foderungen, ohne sie im mindesten mäßigen

zu wollen, und zwang dadurch die Republik, ihre Feindseligkeiten gegen ihn zu erneuren. Der im folgenden Jahre von ihr erwählte Admiral Condulmero war so tapfer, als sein Vorgänger. Kaum war die Flotte, die er commandiren sollte, ausgerüstet und verproviantirt, so segelte er mit derselben straks Weges vor Tunis und wagte ein neues Bombardement. Es rauchte abermals gewaltig in der Stadt, und man rechnete, daß wenigstens die Hälfte derselben zu Grunde gerichtet worden seyn müste. Man betrog sich zwar ein wenig in dieser Rechnung und fand, als man die Sache genauer untersuchte, daß die Bomben nur einige hölzerne Häuser zerstört hatten; indessen wurden doch die Einwohner durch diese unaufhörlichen Beunruhigungen und Schäden so wider ihren Dey erbittert, daß er sich, um einen Aufruhr zu verhüten, endlich entschließen muste, mit Venedig Friede zu machen. Jedermann hätte glauben sollen, daß die ihm von den siegreichen Venetianern hierbey vorgeschriebenen Bedingungen sehr hoch gespannt und für ihn höchstnachtheilig seyn würden; allein nichts weniger. Sie waren vielmehr äußerst gemäßigt und zeugten von dem Charakter solcher Krieger, die sich mehr um die Ehre des Siegs, als um den Gewinn politischer Vortheile streiten. Ungeachtet der trotzige, aber nun gedemüthigte Dey von seinen zuerst gethanen Foderungen förmlich abstehen muste, so bekam er doch dagegen von der Republik ein solches Geschenk, welches ihn dieselben gar leicht vergessen machen konnte.

Mit dem unruhigen Bassa von Scutari hatten die Venetianer beynahe eben so vielen Verdruß. Dieser Em-

Empörer, der sich von der Pforte unabhängig zu machen suchte, wollte entweder die Provinz, über die er Statthalter gewesen war und die er nunmehr für sein Eigenthum ansahe, mit fernern Raubereyen verschonen, und sich dafür an fremden und den benachbarten erholen, oder er bemerkte auch, daß in der seinigen nichts mehr vorhanden war, was sich der Mühe verlohnt hätte, begierige Hände darnach auszustrecken. Er that also wütende Einfälle in das Königreich Dalmatien, dessen ihm zunächst gelegener Theil der Republik Venedig zugehöret. Hier zeigte er, daß unsre zärtlichen Menschenfreunde Recht haben, wenn sie den Türken eben sowohl Menschenliebe, Gutherzigkeit, Biedersinn, wahre Gottesverehrung, der nur der Christus-Name fehle, u. s. w. zutrauen, als den eigentlichen, rechtschaffnen und treuen Bekennern der Lehre Jesu selbst. Denn hier plünderte der traute Muselmann Städte und Dörfer, tödtete die Einwohner derselben unter vielen Martern, führte ihre Weiber und Kinder in die grausamste Sclaverey und übergab zuletzt ihre Wohnungen und ihre noch übrigen Habseligkeiten dem Feuer. Diese Handlungen, die, wie mich dünkt, eben nicht sehr biedermännisch waren, konnte und wollte die Republik sich nicht länger gefallen lassen. Um also dergleichen in Zukunft zu verhindern, sandte sie Truppen nach Dalmatien, die um die Albanesischen Grenzen einen Cordon ziehen musten, die sich aber gemeiniglich, wenn sie die Türken anrücken sahen, vorsichtig zurückbegaben. Selten geschahe es, daß sie dem zügellosen Raubgesindel Stand hielten, und noch seltener, daß sie dasselbe zum Weichen brachten. Vielleicht wäre endlich ganz Dalmatien in Türkische oder

Alba-

Albanesische Hände gerathen, wenn nicht Kayser Joseph, dem der Rebelle anfänglich schmeichelte, als wollte er mit ihm wider den Großsultan gemeinschaftliche Sache machen, dessen Bevollmächtigte er aber hernach auf eine barbarische Art ermorden ließ, den Stolz dieses Frevlers gedemüthiget, oder doch wenigstens die Demüthigung desselben befördert hätte. Denn einige seiner Officiere erbaten sich von ihm die Erlaubniß, mit einem kleinen Truppe freywilliger Gemeinen wider diesen unmenschlichen Bassa einen Kreuzzug zu thun und den an den Kayserlichen Bevollmächtigten begangenen Meuchelmord zu rächen. Dieses geschahe auch mit einem so guten und glücklichen Erfolge, daß sich der in seiner eigenen Provinz aufgesuchte und mehr, als einmal geschlagene Bassa seitdem nicht mehr so oft erkühnt hat, die Dalmatischen Grenzen mit seinen Streifereyen zu beunruhigen.

Als der Krieg zwischen der Pforte und Rußland sich eräugnete, schienen die Venetianer Anfangs daran keinen Theil nehmen zu wollen; allein sie entschlossen sich doch in der Folge, mit der letztern Macht und mit Oesterreich in ein Bündniß zu treten. Ohne Zweifel hatten sie dabey die Absicht, eine so günstige Gelegenheit zu benutzen, um sich wieder in den Besitz der Landschaften und Inseln zu setzen, aus welchen die habsüchtigen Ottomannen in den vorigen unglücklichen Zeiten sie verdrängt hatten. So politisch und patriotisch indessen auch diese Absicht war, so hat man bisher gleichwohl noch nicht vernommen, daß sie durch wich-

tige Siege dieselbe erreicht oder sich der Erreichung derselben in etwas genähert hätten.

Mit dem Pabste hatten sie ebenfalls Streitigkeiten und ich will die Erzählung davon in möglichster Kürze hier mit anschließen. Zwar kam es zwischen Vater und Tochter (die Republik Venedig ist des Pabsts geistliche Tochter erster Ehe) zu keinem offenbaren Handgemenge — Dieß wäre, meines Erachtens, zu unnatürlich und beyden vor ihrer ganzen Familie eine Schande gewesen — zudem weis man ja auch, daß, wenn ja gestritten werden muß, der Statthalter Christi sich keiner andern, als geistlicher Waffen bedienet — Seine in dem Hafen zu Civita Vecchia liegenden Galeeren liegen blos zur Parade da, oder allenfalls blos deßwegen, um die Seeräuber damit zu schrecken, die nichts von Petro und seinem Stuhle und seinen Schlüsseln wissen — Seine Soldaten zu Lande sind, so zu sagen, eine Art weltlicher Ordensbrüder, deren erste Regel diese ist: Liebet den Frieden! — Doch das alles nur beyläufig; ich komme wieder auf den erwähnten Zwist, der freylich nicht in große Thätlichkeiten ausbrach, aber immer viel besorgliches drohete. Ich will die Nachricht davon aus avthentischen Zeugnissen und so, wie sie damals öffentlich gemeldet wurde, meinen Lesern mittheilen.

Am Ende des Jahres 1775 machte Venedig die Verordnung, daß alle Pfründen und Abteyen, welche unter dem Schutze des Adels stehen, für weltlich erklärt und ihre Güter zu den Einkünften des Adels gezählet

werden

werden sollten. In dem Falle, wo der Stamm ausstürbe, zöge selbige die Republik ein, weil sie ihr rechtmäßig zufielen. Pius widersetzte sich dieser Verordnung; er sagte dem Gesandten, wenn der Senat von diesem Entschlusse nicht abginge, so würde er den Patriarchen von Venedig nicht erkennen, noch ihn in seiner Würde bestätigen. „Die Republik mag sich erklären, fuhr er „weiter fort, ob sie in das Schiff des heiligen Petrus „gehören wolle, oder nicht.“ — Auf diese Art, erwiederte der Gesandte, werde ich von Rom abgerufen, und der päbstliche Nuntius wird nach Hause geschickt werden. — „Meinetwegen! gab ihm der Pabst hizzig zur Antwort. Was liegt mir dran, ob ich von einem Staate, der so wenig Hochachtung für den heiligen Stuhl und die Kirche trägt, *) einen Gesandten erhalte, oder nicht.“ — Dabey ließ es Pius noch nicht bewenden, sondern weigerte sich auch, den Patriarchen Giovanelli in seiner Würde zu bestätigen. Am meisten verdroß es ihn, daß der Senat zwo Abteyen, welche durch den Tod des Herrn Savorgnano erledigt waren, öffentlich feilbot und an die Meistbietenden (auctionis lege) verkaufte. Der stolze Senat, der sich nicht demüthigen wollte, zeigte durch seine Handlungen, daß



*) Heiliger Stuhl, apostolischer Stuhl, Stuhl Petri, Pabst, Kirche, Oberhaupt der Kirche, Statthalter Christi, u. dergl. sind lauter synonymische oder gleichvielbedeutende Redensarten, deren sich die Curia Romana promiscue bedienet und die man sich, zu Vermeidung alles Irrthums, in solchen Fällen, gar wohl bekannt machen muß.

er nicht so ängstlich auf die Bestätigung des neuen Patriarchen warte. Doch endlich wich Pius den Gründen des Castelli, Gesandten der Republik, welcher ihm bewies, daß die Streitigkeiten mit Venedig, mit der Bestätigung des neuen Patriarchen in keiner Verbindung stünden und daß es also nicht rathsam wäre, dem Volke die Ausübung seiner Pflichten zu erschweren. Vergebens eiferte der Pabst in einer Rede, welche er den 11. December im Jahr 1780. im Consistorio hielt, wider Venedigs Betragen. Vergebens vereinigte er Gründe mit Drohungen und heftigen Ausfällen wider diese ungehorsame Tochter; der Senat blieb unbeweglich. Hierzu kamen noch neue und besondere Händel. Es ist bekannt, daß die Grenzen des Venetianischen Gebiets sich bis an Ferrara erstrecken. Nicht weit von Rovigo veränderte schon oft ein Fluß, zum Nachtheile der Venetianer, seine Lage. Um die vielfältigen Ueberschwemmungen zu verhindern, beschloß der Senat einen Damm, der diesem Uebel vorbeugen sollte, anzulegen. Er ersuchte deßwegen den heiligen Vater, die Grenzen zwischen Venedig und Ferrara genauer zu bestimmen: damit man den durch Ueberschwemmungen verursachten Schaden gemeinschaftlich ausgleichen könnte. Allein der Pabst gab auf diese Vorstellung keine solche Antwort, welche der Republik hätte eine Genüge thun können. Der Senat fuhr also in der Errichtung des Dammes fort. Pius widersetzte sich diesen Vorkehrungen, welche doch die Sicherheit auf Seiten der Venetianer foderte. Der Cardinal Borghese, Legat zu Ferrara, sollte die Ausführung dieses Werks verhindern. Dieser gehorchte der Kirche (oder dem Pabste, welches

ches einerley ist,) und ließ einige Mannschaften Soldaten anrücken, welche die größten Ausschweifungen begingen; sie rissen die venetianischen Wasserbefestigungen ein und tödteten sieben Arbeiter. Der Senat über diese Handlung, welche zwar auf Befehl der Kirche geschahe, aber den Rechten und der Billigkeit widersprach, zum Zorne gereizt, wollte dagegen durch seinen Großbotschafter Vorstellungen machen: Allein Pius hörte den Gesandten nicht an. Itzt wurde die Sache ernsthaft, der Stolz der Republik war durch diese Begegnung auf das äußerste gekränkt; sie empfand diese Unbilligkeit desto mehr, da sie zuvor selbst um eine genauere Bestimmung der Grenzen angesucht hatte. Der Gesandte muste in einem Gehör eine Schrift überreichen, welche dieses Inhalts war, die Republik fodere von dem Römischen Hofe — unschicklicher Ausdruck! weder Christus, noch Petrus haben auf der Welt einen Hof gehabt, oder Hof gehalten — Schadloshaltung und Genugthuung: oder sie werde sich beydes selbst verschaffen. Zu gleicher Zeit überreichte der Gesandte den Ministern der auswärtigen Höfe, die sich in Rom aufhielten, eine Erklärung, in welcher das Betragen des Römischen Hofes — schon wieder! besser: des Römischen Stuhls, oder des heil. Vater Pabsts — mit den schwärzesten Farben abgeschildert wurde. Pius erkannte itzt die nahe Gefahr, und seine begangene Ungerechtigkeit; er ließ der Republik berichten, er sey bereit, ihr Genugthuung zu leisten. Er gab zugleich zu verstehen, man müsse diese besondere Art zu verfahren dem übertriebenen Eifer des Cardinal Borghese zuschreiben: aber Borghese rechtfertigte sich durch die Brie-

se des Staatssecretärs Pallavicini. Der Senat, der sich nicht durch Worte besänftigen ließ, schickte ein Commando Soldaten an den Ort, wo die päbstlichen Truppen die bekannten Ausschweifungen begangen hatten. Pius eilte itzt mit starken Schritten zur Aussöhnung und freute sich, bey dieser Gelegenheit eine Probe seiner Sanftmuth und Friedfertigkeit ablegen zu können. Im März 1781. ward die Einigkeit zwischen ihm und dem Senate von Venedig wieder hergestellt. Diejenigen päbstlichen Soldaten, welche wider den gegebenen Befehl des Cardinals, oder vielmehr allzugenau nach demselben, gehandelt hatten, wurden militarisch und exemplarisch abgestraft. — Und so blieben die Herren des Adriatischen Meeres, nachdem sich dieser heftige Sturmwind gelegt hatte, ruhig in dem Schifflein Petri sitzen. — *)

Ich schreite in meiner Erzählung der neuesten Venetianischen Denkwürdigkeiten weiter. Das, worauf ich nunmehr komme, betrift das Mönchswesen, die Kirchenzucht, die Sitten und Polizey-Verbesserung, das Gewerbe und was nur irgend die Republik, in Ansehung dieser und anderer dergleichen Gegenstände, seit Kur-

*) Ich möchte doch wissen, ob man nicht, außer dem Schifflein Petri, auch mit einem andern gut fortkommen könnte? Ich däch te es wenigstens. Die Jünger des Herrn bedienten sich ja ebenfalls mehr, als eines Schiffs. Winkte nicht Petrus, bey dem großen Fischzuge, (Luc. 5. 4.) seinen Gesellen, die in dem andern Schiffe waren, daß sie kämen und hülfen ihm ziehen? — —

Kurzem rühmliches und unserer erleuchteten Zeiten würdiges veranstaltet und ins Werk gerichtet hat.

Schon im Jahre 1779. faßte der Senat vorgedachtermaaßen den weisen und wohlthätigen Entschluß, verschiedene reiche Abteyen und Kirchen-Pfründen, ohne sich an das Murren des unzufriedenen Pabsts zu kehren, öffentlich zu verkaufen, wobey er vielleicht fortfuhr, sich hin und wieder des Auctionsweges zu bedienen, den er in solchen Fällen schon mehrmals leicht und erkleklich gefunden hatte. Darneben foderte er von andern Klöstern, die noch eine Zeitlang fortdauren sollten, ein richtiges Verzeichniß ihrer unbeweglichen Güter und Besitzungen, in der guten öconomischen Absicht, einen Theil ihrer überflüßigen, jährlichen Einkünfte zu den Summen zu schlagen, welche man bereits aus jenem Verkaufe gelöst hatte, oder noch künftig daraus zu lösen hoffte, und alsdann die ganze Masse in den öffentlichen Schatz zu werfen, der sich eben damals in den mißlichsten Umständen befand und einer solchen kraftvollen Unterstützung äußerst benöthigt war.

Im folgenden Jahre wurde wiederum allen regulären Orden, von Raths wegen, angedeutet, ihre sämtlichen Capitalien aufzuzeichnen, wie viele Interessen sie dafür bekämen, anzugeben, und zugleich die Ursachen, woher sie diese Capitalien besäßen und welchen Gebrauch sie davon machten, beyzufügen. Die Absicht, die man hierunter hatte, war mit jener übereinstimmend.

In

In eben dem Jahre (1780.) wurden 6 Benedictiner-Klöster und die reiche Stephans-Abtey, eben diejenige, die 350000 Livres jährliche Einkünfte hatte, aufgehoben und ihre Güter, oder der Ertrag derselben dem Conservatorio della Pieta zugewiesen, welches auf schwachen Füßen stund und durch diesen Zuwachs wieder in den Gang gebracht wurde.

Im Jahre 1781. verbot die Republik, nach dem Beyspiele des Hofes von Neapel, das ihr vor andern sehr nachahmungswürdig zu seyn dünkte, den Klöstern und andern geistlichen Ordensgesellschaften, Stiftern, Corporibus, Gemeinheiten und wie sie Namen haben mögen, Novizen anzunehmen oder sich mit neuen Mitgliedern zu versorgen, sie einzukleiden, Profeß thun zu lassen, u. s. w. wodurch die Zahl dieser frommen Stiftungen unvermerkt vermindert und der arme Fiscus durch die Einkünfte, die ihm hieraus zuflossen, allmählich bereichert wurde.

Im Jahr 1783. verloren wiederum 5 Klöster ihre politische Existenz, nehmlich das zu St. Salvator, und vier andere, welche die Chorherren von Lateran inne gehabt hatten. Die Habschaften und Reichthümer derselben wurden, wie es hieß, zur Unterstützung der Hospitäler in Venedig angewandt, weil diese, der bösen Zeiten wegen, (propter iniuriam temporum, wie die Lateiner zu reden pflegen,) sehr herabgekommen waren.

Im Jahr 1785. wurde endlich gar beschlossen, das äußerst verdorbene Kloster- und Mönchs-Wesen aus dem Grunde zu verbessern. O wie erschracken da die in Kutten gehüllten Bacchus-Söhne und Venusbrüder! — Die guten ehrwürdigen Väter! — Sie hatten es in der That nicht Ursache, da sie wusten, daß sie in einer Stadt lebten, wo man gegen die menschlichen Schwachheiten mehr, als irgendwo, Nachsicht hat. — Es ist wahr, der neue, ihnen so nachtheilige Beschluß lautete ziemlich strenge, aber werden wohl alle strenge Beschlüsse buchstäblich in Vollziehung gebracht? — Der Venetianische Klerus, von welchem damals Briefe aus dem Orte selbst versicherten, daß keiner mehr, als er, Ordnung, Zucht, ja sogar Erziehung bedürfe, konnte sich also von seinem ersten Schrecken gar bald wieder erholen, da er sahe, daß man mit der ihm zugedachten Reform sehr schläfrig zu Werke ging, und ihm Zeit genug ließ, derselben durch seine, ihm ganz eigene Ränke entgegen zu arbeiten. Er ist also gröstentheils immer noch das, was er sonst war. Die galanten Sünder, welche die Carnevalszeit, deren Bestimmung gemäß, genossen haben, dürfen itzt vor den Verweisen ihrer Beichtväter eben so wenig zittern, als ehemals, wo ihnen dieselben, wenn sie ihr bekümmertes und mit vielen Liebesvergehungen beschwertes Herz vor ihnen ausschütten wollten, ein tröstliches bagatelle! bagatelle! in die Ohren raunten.

Als einst ein junger Wollüstling zu den Füßen eines Venetianischen Mönchs kniete und ihm beichtete, daß er den Tag bey Schwelgern und die Nacht bey Huren

zu-

zubrächte, und bey diesem Bekenntnisse ziemlich weitläuftig wurde, erhoben Ihre Ehrwürden von Zeit zu Zeit die Augen gen Himmel und seufzeten: Was das für ein Hundeleben ist! Können sich wohl Menschen heilloser aufführen? — Ja doch, ehrwürdiger Herr, rief der Beichtende, ich räume es ein, und bin nicht zu Ihnen gekommen, mich zu rechtfertigen. — Du irrest, mein Sohn! fiel ihm Bruder Antonio ins Wort: Ich rede nicht von deiner Aufführung; ich rede von der unsrigen.

Ueberdieß ist es sowohl von Venedig, als von mehrern Städten Italiens, etwas bekanntes, daß die Geistlichen, besonders die Mönche, außer ihren gewöhnlichen Amtsverrichtungen, sich auch noch damit beschäftigen, verhaßte und überlästige Personen mit guter Manier aus der Zeitlichkeit in die Ewigkeit zu versetzen. Wenn man, z. B. einen Feind hat, oder einen alten reichen Vetter, der zu sterben noch keine Lust bezeugt, so meldet man sich in einem Kloster und träget sein Anliegen geziemend vor. Sobald dieses geschehen und der Name des zum Tode Bestimmten genennt worden ist, so wird man gefragt, ob man denselben durch Stahl oder Gift, auf eine geschwinde oder langsame Art, von dieser Jammerwelt genommen wissen wolle. Hat man hierauf wiederum klar und distinct geantwortet, und die Gebühr zugleich richtig erlegt, so kann man ruhig nach Hause gehen und gewiß versichert seyn, daß der, welchen man dem Kloster so nachdrücklich empfohlen hat, dem ihm auflaurenden Tode keineswegs entrinnen werde. Daß die Klöster, sogar die Nonnenklöster nicht

aus-

ausgenommen, eine gewisse Anzahl allenthalben herumschweifender Banditen zu dergleichen Verrichtungen im Solde haben müssen, läßt sich beinahe schon aus dem, was ich so eben gesagt habe, urtheilen, ohne daß ich nöthig habe, es erst besonders anzumerken. Denn wie könnten sich sonst die Mönche und ihre andächtigen Schwestern, die Nonnen, bey ihrem stillen und eingezogenen Klosterleben, mit solchen oft weit sich erstreckenden Aufträgen befassen? — Doch ich komme wieder auf das Venetianische Reformations-Geschäfte.

Da in dieser Hauptstadt die Ehe zwar, der Lehre der Kirche nach, ein heiliges Sacrament, aber in Absicht auf die allgemeine Praxis, einer blosen Ceremonie ähnlich ist, bey der man an keine gegenseitigen Pflichten gebunden zu seyn glaubet, so darf sich niemand verwundern, wenn avthentische Nachrichten ihn versichern, daß daselbst die eheliche Treue bey den Einwohnern beyderley Geschlechts gar sehr in Verfall gerathen sey. Wenig Männer können da ihre Weiber für sich behalten, wenig Weiber ihre Männer. Insonderheit sagt man den Venetianischen Gattinnen nach, daß sie sich von den jungen Fremdlingen, welche die Lustbarkeiten des Carnevals jährlich dahin locken, häufig verführen und sodann, um ihren neuen Liebeshändeln desto ungestörter nachhängen zu können, meistentheils unter allerley nichtigen Vorwänden, oft eben der Galanterien wegen, die sie an sich selbst nicht tadelnswürdig finden, von ihren Männern scheiden lassen. Hierüber sind von den letztern gegen den Senat öfters bittere Klagen geführt worden. Allein dieser hat immer weder ihnen, noch

nen Dicasterien, die vor so vielen Ehescheidungsprozessen an nichts anders denken konnten, Gehör geben wollen, bis endlich derselbe im Jahr 1782. hierinne dennoch ein weises Einsehen gehabt und durch den Rath der Zehen festgesetzt hat, daß alle Frauen, die sich von ihren Männern wollten trennen lassen, sogleich ein Kloster beziehen und darinne, außer ihren nächsten Verwandten und ihren Advocaten, weder weibliche, noch männliche Besuche anzunehmen, die Erlaubniß haben sollten. Dieser strenge Befehl hat nun zwar der Ehescheidungssucht ziemlichermaaßen Einhalt gethan; allein die verlorne eheliche Treue hat sich seitdem, gewissen Nachrichten zu folge, doch noch nicht wieder einfinden wollen. Bey dem allen bin ich noch zweifelhaft, ob es für die Männer nicht besser seyn würde, wenn sie die Freyheit behalten hätten, ihre ungetreuen Gattinnen mit ihren Galanen laufen zu lassen, als daß sie nunmehr genöthigt sind, sie noch ferner bey sich im Hause zu dulden und ihre Namen zu den Ausschweifungen derselben öffentlich herzugeben. —

Ich weis nur noch von einer Verbesserung, die seit einigen Jahren in Venedig unternommen worden ist, und diese betrifft die Wiederaufrichtung der daselbst so tiefgesunkenen Künste und Manufacturen. In der merkwürdigen Erklärung, welche der dasige Senat, unterm 26. Oct. 1784. dieserhalb hat bekannt machen lassen, giebt sich derselbe alle Mühe, seine Unterthanen, durch Vorstellung der glücklichern Zeiten, zur vorigen Industrie aufzumuntern, indem es heist:

„Einer

„Einer der Hauptgrundpfeiler der Macht und der Wohlfarth eines Staates ist unstreitig die Handlung; denn ist selbige wohl eingerichtet, und wird sie durch Thätigkeit der Nation unterstützt, so flößt sie, ihrer Natur nach, den Einwohnern ein muthiges Bestreben zur Beförderung der Künste und der Schifffahrt ein. Dieß war ehedem der Grundsatz und der erste Begriff des Ruhms der Republik; ein Grundsatz, den jetzt alle aufgeklärte Nationen angenommen haben, weil er auf die Erfahrung vieler Jahrhunderte gegründet ist. Allein dieser Geist der Thätigkeit ist, zu unserer Schande, in Trägheit verfallen; ja es hat sich sogar ein allgemeines Vorurtheil eingeschlichen, als wenn Theilnehmung an solchen Geschäften den Adel und den Glanz der Familien schände, die sich doch vormals unter die Erlauchtesten zählten, indem sie sich gerade durch dieses Mittel den Reichthum und den Adel erwarben, mit dem sie itzt so stolz prangen. Mit diesem Vorurtheile ist es heut zu Tage so weit gekommen, daß, wenn ein Patrizier an Künsten oder Fabriken Antheil zu nehmen sich entschließt, er es nur unter der Hand thut, und sich dabey eines andern Namens bedienet, um nicht dem ungerechten Schimpfe derjenigen ausgesetzt zu seyn, welche die Handlung als etwas niederträchtiges und entehrendes betrachten. Um nun der Nation ein für den Staat so schädliches Vorurtheil zu benehmen, und in unsern Bürgern jenen Geist der Industrie und der Handlung zu erwecken, der vormals jeden Unterthan der Republik so sehr zierte, fodert der erlauchte Senat durch diese Erklärung alle seine Patrizier, alle übrige Eingeborene und Einwohner auf, daß sie mit ihrem Namen

oder Geldern, nach eigenem Belieben, an Künsten und Fabriken, dem Schiffbau, Errichtung von Handelshäusern, oder an Aufmunterung und Unterstützung merkantilischer Speculationen Theil nehmen möchten, unter der Versicherung, daß, gleichwie eine solche Theilnehmung den Adel zu keinen Zeiten geschändet oder verdunkelt hat, sie der Regierung und der Nation vielmehr um so schätzbarer, und als solche Personen angesehen seyn sollen, die vor Andern zum Vortheil des gemeinen Wesens sich auszuzeichnen bemühet; wobey der Senat noch verspricht, diejenigen, welche sich bestreben werden, Entdeckungen neuer Gewerbe, Erzeugnisse und Unternehmungen zu unterstützen, durch angemeßne Ehrenbezeugungen zu ermuntern."

Dieser obrigkeitliche Aufruf zum Fleiße und zur Betriebsamkeit blieb nicht ganz ohne die gehoffte Wirkung, sondern fand hin und wieder bey den reichen Patriziern ein geneigtes Gehör. Verschiedene derselben fingen nach der Zeit an, sowohl Handelshäuser zu errichten, als auch Fabriken anzulegen; und es scheinet, als hätten sie sich seitdem wirklich eines Vorurtheils schämen lernen, dessen Ursprung in nichts andern, als in einem thörichten Stolze zu suchen ist, und von welchem sie sich gleichwohl so lange haben beherrschen lassen. — —

Wenn man nun einen Blick auf alle die neuen Einrichtungen zurückwirft, die in Venedig seit dem letztern ruhmvollen Jahrzehend gemacht worden sind, so wird man deutlich wahrnehmen, daß die ganze Erleuchtung bey denselben hauptsächlich darauf ankomme,

me, daß man, von der äußersten Noth gedrungen, das Finanz= Kriegs= und See= Wesen ein wenig verbessert und, lediglich in dieser Absicht, einige Klöster und Klostergüter aufgehoben und eingezogen hat. Nichts ist hierbey um der Kirche, alles um des Staatswillen geschehen. Jeder Vortheil, welcher ja etwa der erstern hierbey zuwächst, entstehet offenbar nicht absichtlich, sondern nur gelegentlich.

Was die Reform der Klosterzucht anbetrifft, sowohl in Venedig, als anderswo, hiervon kann wieder nichts auf den Ruhm unserer erleuchteten Zeiten gezogen werden. Gesetzt, sie wäre auch wirklich so gut, als man, zumal in Venedig, zu glauben Ursache hat, daß sie nicht ist, was liegt hierinne so vorzüglich Denkwürdiges? Hat man nicht beynahe aus allen Jahrhunderten Beyspiele, daß, wenn zuweilen Klöster von ihren Ordensregeln und von aller gesunden Moral sehr abgewichen waren, fromme und herzhafte Männer auftraten und dem eingerißnen Unwesen muthig steureten? —

Alle vorgebliche Aufklärung Venedigs bezieht sich weder auf die Verbesserung der Religion, noch auf das Wachsthum der Wissenschaften, noch auf die so äusserst nothwendige Reinigung und Bildung der Sitten.

Die erstere ist offenbar noch eben dieselbe, die sie ehemals war, oder, um mich bestimmter auszudrücken, keine von allen den Menschenlehren, die der Aberglau-

be der vorigen finstern Zeiten in das Christenthum hineingewebt hat, ist in Venedig widerrufen oder abgeschafft. Ungeachtet die Republik mit dem Pabste öfters, weltlicher Ursachen wegen, mancherley schwere Händel hat, (wovon ich oben ein paar traurige Beyspiele kürzlich angeführt habe) so kann ihr doch Niemand den Vorwurf machen, daß sie, aus richtigern Einsichten in die Schrift und Kirchengeschichte, ihn nicht mehr für das Oberhaupt der Kirche erkennen und seinen Aussprüchen, in geistlichen Dingen, sich nicht weiter unterwerfen wolle.

Das Mönchswesen, welches der Vernunft eben sowohl, als der Schrift widerstreitet, ist immer noch vorhanden, wenn gleich in eine etwas andere Verfassung gebracht, oder unter eine geringere Anzahl von Klöstern vertheilet. Die geistlichen Ordensbrüder und Ordensschwestern befinden sich immer noch in ihrer vorigen Unwissenheit, treiben immer noch ihre ehemaligen Bübereyen und haben höchstens keine wichtigern Verrichtungen, als Essen, Trinken, Verdauen u. s. w.

Die Wissenschaften liegen in Venedig noch gleichsam in ihrem alten Chaos, insonderheit diejenigen, auf welche eigentlich alles, oder doch das meiste, in dem menschlichen Leben ankömmt. Weltweisheit, Gottesgelahrheit, Rechtskenntnisse, Naturkunde, Staatsverwaltung u. dergl. sind da immer noch in die dicksten Finsternisse eingehüllt.

Die

Die Venetianischen Sitten und Gewohnheiten sind noch eben dieselben. Alle auf ihre Verbesserung abzweckende neuere Verordnungen sind zur Zeit meistentheils noch ohne Wirkung geblieben. Der Luxus, die Ueppigkeit, der Stolz, die Schwelgerey, die Unzucht und andere dergleichen Tugenden herrschen noch bey den Vornehmen eben so sehr, als die Faulheit, Zügellosigkeit, Raubsucht, Mordgier u. s. w. bey den Geringern. — Die Straßen der Hauptstadt werden des Nachts noch immer von Banditen und Beutelschneidern unsicher gemacht. — Dolch und Gift verbreiten darinne immer noch ihre Schrecken, oder setzen fremde und einheimische Familien in Trauer. — Die Redouten und Masqueraden sind da immer noch, wie fast allenthalben, der Keuschheit der Frauenzimmer gefährlich, und dem häuslichen Frieden und der ehelichen Eintracht schädlich. — Die Spielsucht erzeugt daselbst noch itzo, mehr, als irgend an einem Orte, traurige Familien-Ruine, unversöhnliche Feindschaften und blutige Zweykämpfe. — Auf den öffentlichen Plätzen erblickte man noch immer Haufen von Marktschreyern, Seiltänzern, Gaukelspielern und Wahrsagern, und noch eine größere Menge derer, die an ihren Künsten ein Vergnügen finden.

Ueberdieß gehören unter die Beweise der Venetianischen Aufklärung auch noch folgende 3 Hauptmomente, die ich hier nur mit wenig Worten anzeigen will:

1.) Die Beybehaltung des Carnevals, eines Festes, das, von Seiten der Vernunft und der Religion betrachtet, ganz abscheulig ist. Wer die dabey vorgehenden Greul oder die daraus entstehenden entsetzlichen Folgen sich genauer bekannt machen will, der muß sich entweder bey Reisenden darnach erkundigen, oder glaubwürdige Schriftsteller, die ihrer umständlich in ihren Schriften gedacht haben, darüber nachlesen.

2.) Die Vorzeigung und Verehrung des ganzen noch unverwesten Körpers Marcus, des Evangelisten und Schutzpatrons der Republik. Man hat zwar noch unzählige Reliquien von großen Heiligen in Venedig, die man zuweilen dem Volke zur Verehrung öffentlich ausstellt, aber dieser Körper wird, vermuthlich seiner Vollständigkeit wegen, allen übrigen in der Haupstadt vorgezogen. Der des zu Padua in Gott ruhenden Antonius ist gleichsam sein Compagnon und ihm an Geruche der Heiligkeit so ziemlich gleich, ja, ungeachtet dieser ehedem keinem Evangelisten zugehört hat, so scheint es doch beynahe, als wenn ihm die Venetianer eine noch größere Wunderkraft zuschrieben, als dem des Marcus selbst. Denn man lieset nicht, daß Ritter Emo vor seiner gefährlichen Reise nach Tunis sich das Grab des Evangelisten habe öffnen lassen. Er hielt sich blos an die Herzstärkenden Gebeine des alten Geisterbeschwörers. — Endlich zeuget von der Größe und dem Werthe der Venetianischen Erleuchtung auch

3.) Die noch immer fortdaurende jährliche Vermählungsfeyer des Doge mit dem Adriatischen Mee-

Meere; eine prunkvolle, lächerliche Ceremonie, die im Grunde gar nichts beweist und die, wenn die Republik ihre Herrschaft über gedachtes Meer sonst nicht behaupten kann, auch ohne den geringsten Nutzen ist.

Freunde der Aufklärung! Bewunderer unsers philosophischen Zeitalters! wähnet ihr etwa, aus Neigung zu eurer Lieblingsidee, als ob ich das wissenschaftliche Licht, das, eurer Meynung nach, in Venedig aufgegangen ist, nicht bemerkt oder verkannt hätte, so saget selbst, welche Art von Erleuchtung unter den dreyen, die ich oben bey Sardinien angegeben habe, sich auf diesen Staat am besten anwenden lasse. — — —

## Florenz oder Toscana.

Mit entblößtem Haupte und mit Gesinnungen der tiefsten Ehrfurcht sitze ich hier vor meinem Pulte und schreibe die Namen: Peter Leopold. — — Das ist doch ein Fürst, wie sie der Allmächtige schafft, wenn er unter den Völkern der Erde eins vorzüglich glücklich machen will. — Aber weg mit Lobsprüchen, die man für Schmeicheleyen halten könnte! Wo sind die Beweise durch Thatsachen? —

Mich dünkt, ich kann mich auf das Zeugniß der ganzen unpartheyischen Welt berufen, wenn ich behaupte, daß zur Zeit noch von keinem katholischen Prinzen (ich müste denn seinen erhabenen Bruder Joseph ausneh-

men) so viel gute und löbliche Anstalten gemacht worden sind, als von diesem, nicht blos namentlichen, sondern wahrhaftigen Erz- und Großherzoge. Ich will dieselben kürzlich unter nachstehende Rubriken bringen.

Staatsverwaltung. Wie gut dieselbe in den Großherzoglichen Provinzen eingerichtet sey, davon zeugen Hof, Kriegsstand, Finanz-Wesen, Rechtspflege und alle hohe und niedere Collegien, wo überall Weisheit, Ordnung, Geschmack, Regelmäßigkeit und Uebereinstimmung herrschen. Die meisten Einrichtungen in diesen Fächern sind neu und nach reifer Ueberlegung zu Stande gebracht worden. Alles athmet hierbey den Geist seines großen Urhebers und Verbesserers und seiner immer geschäftigen Liebe zu seinem glücklichen Volke. Man würde ohne Zweifel in dem ganzen Umfange des Großherzoglichen Staates nichts als Licht und Vollkommenheit erblicken, wenn nicht — die Geistlichkeit die weisen Absichten Leopolds verkännte und, wenn ich so sagen darf, die Finsterniß mehr als das Licht liebte.

Religion. Hiervon werde ich mit aller Bescheidenheit mein Urtheil weiter unten fällen.

Sitten. Ein vorzüglicher Gegenstand der Aufmerksamkeit des Großherzogs, so wie seines Eifers für Rechtschaffenheit und Gottesfurcht — seltene Eigenschaften eines Fürsten! — Er selbst, ein Beyspiel der Demuth, Mäßigkeit, Zucht und guten Ordnung, dul-

duldet an seinen Unterthanen nichts, was hiermit nicht übereinstimmt. Ein edler Abdruck von ihm ist seine Durchlauchtigste Familie, die, nebst der jetzigen Königlich-Großbritannischen, allen Fürsten-Geschlechtern zum Muster aufgestellet werden sollte. An seiner Tafel bemerkt man so wenig, als an seiner Kleidung, Ueberfluß und prahlerischen Stolz, sondern Genügsamkeit, Anstand und Würde. Seine Großen haben ihn, wie in andern Tugenden, auch hierinne nachgeahmt, und nach diesen haben sich wieder die Niedern gebildet. Welch ein Feind des Luxus und der verderblichen Mode er sey, davon zeuget unter andern diejenige Verordnung, welche die Kleidertracht betrifft und die er vor einigen Jahren allen seinen Gerichtsstellen hat bekannt machen lassen. Sie ist zu schön, als daß ich nichts umständliches davon anführen sollte, zumal da man daraus den, allen seinen Edicten ganz eigenen bündigen und gütigen, Ton, vermöge dessen man sie eher für väterliche Ermahnungen, als Landesherrliche Befehle halten sollte, kennen lernen kann.

Der Eingang dieses merkwürdigen Schreibens wiederholet blos die unumstößlichen Wahrheiten, die schon so oft vergeblich gesagt worden sind, und zielt besonders auf die weibliche Tracht. Nehmlich: „Daß ein „falscher Ehrdünkel hauptsächlich daran Schuld sey, daß „Aermere den Reichen nachäffen, sie möchten denselben „nun am Stande gleich, oder nicht gleich seyn; wel„ches Uebel sich aus der Hauptstadt in die Provinz, und „zum größern Nachtheile sogar auf das Land verbreite. „Hieraus folge, daß die Heurathen bey allen Ständen

„erschweret würden, auf die Erziehung der Kinder nichts „gewandt werden könne, die Gehalte der Beamten „nicht zureichten, Schulden, Veruntreuungen, Man„gel an Capitalien bey der Handlung, Trägheit, Ver„nachläßigung des Ackerbaues, Ruin und innerlicher „Zwist der Familien, neben bey noch schlechte „Sitten u. s. f. entstünden."

Nachdem Se. Königliche Hoheit noch ferner erklärt, daß Sie, vermöge Dero Systems, die Freyheit der Unterthanen so wenig, als möglich, einzuschränken, keine Verordnung wegen der Kleidertracht hätten ergehen lassen, sondern zu den Unterthanen das Vertrauen hegten, daß sie die väterlichen Absichten ihres Souveräns in dieser ihm so sehr am Herzen liegenden Sache, befördern würden, womit aber freylich der Adel durch sein Beyspiel den Anfang machen müsse, so endiget sich dieses vortrefliche Schreiben mit folgenden Worten:

„Se. Königliche Hoheit werden es demnach wohl „aufnehmen, wenn der Adel beyderley Geschlechts in „den Apartements, bey Hofe, an Gallatagen und bey „jeder andern Gelegenheit, in einfachen, allenfalls „schwarzen Kleidern, und mit so wenig Zierathen, als „möglich, erscheinet, weil dem Manne von Geburt „und Reichthum das einfache Kleid viel besser, als der „übertriebene und comödiantenmäßige Putz ansteht. Die „Unterthanen mögen nur versichert seyn, daß Se. Kö„nigl. Hoheit zu viel gesunden Menschenverstand haben, „um den Adel nicht nach dem reichen Kleide, sondern „nach den erhabenen Gesinnungen, gutem Betragen,

„weiser

„weiser Anwendung der Güter und nützlicher Freyge-
„bigkeit zu schätzen. Im Gegentheil werden Se. Kö-
„nigl. Hoheit, um sich von dem Charakter eines Indi-
„viduums einen Begriff zu machen, den geringen oder
„großen Kleidungs-Aufwand des Mannes, wie auch
„dessen Frau und Töchter, sehr zu Rathe ziehen, und dar-
„aus das gute oder schlechte Betragen, kluge oder schwache
„Denkungsart abnehmen. Dieses kann auch auf die
„Vergebnng der Gnadenbezeugungen, besonders der
„Aemter, einen großen Einfluß haben, weil zu deren
„Bekleidung ein richtiges Urtheil, und die Gewißheit
„der in guter Ordnung befindlichen öconomischen Um-
„stände, erforderlich ist."

Wider dieses Kleider-Mandat machte, so viel ich weis, die dasige Kaufmanschaft so wenig als der Adel, Einwendungen. War das nicht zu verwundern? Hätte man nicht unterthänigst vorstellen können, daß die Handlung dabey Schaden litte? — In L . . . . . hätte das nicht geschehen dürfen. —

Künste und Wissenschaften. Auch von dieser Seite hat der Großherzog seine Einsichten, seinen Geschmack und seine landesväterliche Vorsorge gezeigt. Durch eine Entschließung vom 7ten Julius 1783. hat derselbe bekannt gemacht, daß, nachdem er erfahren habe, wie die bisher zu Florenz bestehenden Academien der Wissenschaften, nehmlich die Academia Fiorentina, die Della Crusca, und degli Apatisti, sich nach und nach von ihrem Zwecke entfernt hätten, und in einige Unthätigkeit gerathen wären, Se. Königl. Hoheit aber wünschten, daß die Wissenschaften in ihren Staa-

Staaten befördert und verbreitet werden möchten, dieselben beschlossen hätten, die drey oberwähnten Academien aufzuheben und daraus eine einzige zu bilden, welche den Namen Academia Fiorentina führen sollte. Zu Professoren auf derselben wurden die gelehrtesten Männer bestellt, die in Italien nur zu haben waren und die, wenn sie sich auch aufs Collegien-Lesen nicht allzuwohl verstunden, doch vortrefflich zu declamiren wusten. Im Jahre 1785. wurde zu Florenz eine Academie der bildenden Künste errichtet und den 2ten Jänner feyerlich eingeweiht. Zu dieser gehören: Die Schulen der Zeichnung, Malerey, Architectur, Bildhauerey u. s. w. die seitdem täglich eröffnet und besuchet werden. Die Anlage dieser Academie ist, nach jedermanns Zeugniß, vortreflich und ein neues Denkmal zum unvergänglichen Ruhme des Erzherzogs, ihres Stifters.

**Schulen.** Unser Jahrhundert hat den Ruhm, daß es sein Augenmerk besonders auf das Schulwesen gerichtet hat. Nur allein seit 30 Jahren sind unzählige Schulverbesserer, Jugendlehrer, Kinderfreunde, Educationsräthe u. dergl. aufgestanden, wovon immer einer den andern gezeugt und hervorgebracht hat. Rousseau zeugete Basedoven, Basedov zeugete Kampen, Salzmannen, Wolken und viele andere mehr; lauter natürliche Söhne einns und eben desselben Vaters, welcher sie in seinem Philanthropine mit vieler Sorgfalt hat säugen und erziehen lassen. Diese haben geschrieben: Entwürfe, Versuche, Meynungen, Gutachten, Bedenken, Erinnerungen, Vorschläge, Methoden, Biblio-

theken, Elementarbücher und A. B. C. Bücher, alles in ungeheurer Menge zum Behufe der jungen Nachwelt und für Eltern und Erzieher. Hieraus sollte man vermuthen, daß die Jugend in unsern Tagen viel besser und gottesfürchtiger erzogen würde, als die, in den vorigen Zeiten; aber nichts weniger. Es ist nie eine so arge Brut gewesen, als jetzo. Die Erfahrung lehret, und diese muß doch im Grunde alles entscheiden, daß die meisten jungen Leute, die auf die neuste Art erzogen werden, mißrathen. Sie lieben das Sonderbare, wie in ihrer Kleidung, also auch in ihrem ganzen Betragen, und glauben, daß die gute Bildung eines Charakters hierauf vorzüglich ankomme. Ja, fast scheinet es sogar, als ob sie in der Art, wie sie erzogen werden, ein Privilegium fänden, sich über alle die Regeln der Sittsamkeit, die unsern Vätern so heilig waren, hinwegzusetzen. Doch zurück von diesem Nebenwege, bis ich einmal Gelegenheit habe, ihn als den rechten zu betreten! Ich habe durch diese vorläufigen Anmerkungen nur soviel sagen wollen, daß unser erleuchtetes Jahrhundert zwar voller Erzieher und Schulverbesserer, aber dennoch von dem Zwecke, die Welt gesitteter zu machen, den dieselben durch ihre Schriften und Institute erreichen zu wollen vorgeben, noch weit entfernet sey, und es auch solange seyn werde, bis der jetzige Geschmack an Tändeleyen und die gegenwärtige Verachtung der christlichen Sittenlehre sich verloren haben wird, und bis große und mächtige Fürsten, nicht blos, wie jetzo, ihren Consistorien und Superintenden, befehlen, daß sie, wie das mangelhafte Schulwesen am besten einzurichten seyn dürfte, sich erklären und zu

Ver-

Verbesserung desselben alles anwenden sollen, sondern ihre milden, landesväterlichen Hände selbst aufthun werden, sowohl neue Schulen aufzurichten, als auch die alten wieder emporzubringen. Der Grund, warum so viele elende Schulleute noch immer zur Erziehung der Jugend gebraucht werden, lieget lediglich in ihrer elenden Besoldung. Ehe man diese nicht vermehrt haben wird, ehe wird alles Schreiben, Vernünfteln, Befehlen, über Schulen und Schulwesen, nicht das mindeste fruchten. Hat man aber die Lehrer durch ein gutes Einkommen vor dem so traurigen Kampfe mit der Armuth und deren Gefährtin, der Verachtung, gesichert, so werden sich gewiß auch geschicktere Männer, als bisher, zu diesem Amte wiedmen, welches, wie jedermann weis, mehr als irgend ein anderes, Talente, Fleiß, Anstrengung und Geduld erfodert. —

Der Großherzog von Toscana, der seine Völker mehr, als seine Schätze liebt, und durch einen weisen Gebrauch der letztern zeiget, daß er sie zu besitzen vollkommen würdig sey, o wie liebreich hat nicht derselbe bisher für die Verbesserung der Schulen in seinen Staaten gesorgt! Er hat hierzu nicht nur die nöthigen Befehle, sondern auch das dazu erfoderliche Geld gegeben. Auch hat er seine landesväterliche Sorge nicht blos auf die Erziehung der Knaben eingeschränkt, sondern, da er erwogen, daß auf die der Mädchen, wenn sie sich ehrlich nähren, vor allen Verführungen sich hüten lernen und gute Ehegattinnen und Hausmütter werden sollen, ebenfalls viel ankomme, so hat er auch Freyschulen für arme Kinder weiblichen Geschlechts errichtet.

richtet. Außer der zu Pisa, die sehr zahlreich ist und in welcher den zwölf verdientesten jährlich eine Aussteuer, jede von 20 Scudi, gereichet wird, hat der großmüthige Leopold auch eine zu Siena gestiftet. In dieser letztern wurden im Jahre 1784. bald nachdem sie errichtet worden war, 253 Mädchen eingeschrieben, die hierauf nach und nach um die Hälfte vermehret worden sind. Man sagt, die Großherzogin, welche mit ihrem Gemahle den Ruhm und die Freude der Wohlthätigkeit zu theilen pflegt, habe die meisten dieser Kinder persönlich aufgenommen und der feyerlichen Eröffnung der Schule beygewohnet. In dieser sowol, als in der zu Pisa, erhalten die Mädchen Kost und Kleidung völlig frey, und werden unentgeldlich in allen, ihrem Geschlechte nöthigen, Kenntnissen und Handarbeiten unterwiesen. Ueberdieß hat der Großherzog mehrere Schulen auf dem Lande angelegt, die niedrigen Gehalte der Lehrer bey den schon bestehenden erhöhet, und bey einer jeden genau darauf gesehen, daß ihr Zweck auf keine Weise verfehlet werden möchte. — Auch die Lehrer ganzer Gemeinen, haupsächlich auf dem Lande, haben seine liebreiche Vorsorge erfahren, indem er den armen Dorfpfarrern, auf welche man in unserm lieben protestantischen Deutschlande so wenig Rücksicht zu nehmen pflegt, zu ihren schlechten Besoldungen eine jährliche Zulage ausgesetzt hat.

Klosterwesen. Kaum habe ich nöthig, die Aufhebung der meisten Klöster in den Großherzoglichen Staaten mit ausdrücklichen Worten zu versichern. Läßt sich dieses von einem weisen Leopold wohl anders ver-

muthen? — Institute, die der Aberglaube gestiftet und die Barbarey befestigt hat, wo Tausende von trägen Ordensgeistlichen eingeschlossen sitzen, um weder Gott noch Menschen zu dienen, und wo das höchste Wesen, auf keine von ihm befohlene, sondern selbsterwählte Art, nach oft widernatürlichen und vernunftlosen Grundsätzen, verehret, oder vielmehr verunehrt wird, welcher fromme und verständige Fürst könnte die Beybehaltung derselben, besonders in unsern Tagen, wohl noch für nöthig halten? Und doch finden sich in den catholischen Ländern, selbst auf den Thronen der grösten Fürsten, noch hin und wieder Personen, welche, von unwissenden oder scheinheiligen Beichtvätern überredet, in den Gedanken stehen, daß in den Klöstern die wahre Andacht und Gottseligkeit gleichsam zu Hause und die Mönche und Nonnen allein im Stande wären, die Sünden eines ganzen Volks zu verbeten, und daß man hinter den geweihten Mauren einer Celle vor allen Versuchungen des Teufels, der Welt und des Fleisches die vollkommenste Sicherheit fände. Daß dem nicht so sey, weis itzt freylich der klügere Katholik, so wie jeder vernünftige Protestant, er sey vornehm oder geringe. Weit entfernt, die Klöster für Marterkammern des Fleisches, für Zuchthäuser der bösen Lüste, für Wohnungen der alten christlichen Einfalt und mit einem Worte für Werkstätte der Tugend und Frömmigkeit zu halten, scheinen vielmehr beyde darinne einstimmig zu seyn, sie für nichts anders anzusehn, als für Schulen der Wollust, für Werkstätte der Ränke und für Wohnplätze der Schwelgerey und des schändlichsten Müßiggangs. O wie wohl haben daher Joseph und Leopold gethan, daß sie,

wo nicht alle, doch die meisten dieser dunkeln Behältnisse gezwungner oder mechanischgewöhnter Andächtler und Andächtlerinnen aufgeschlossen und zerstört haben! Doch ich will hier nur von denjenigen Klöstern reden, die in dem Gebiete des Großherzogs und durch ihn selbst sind aufgehoben worden. Die Städte: Florenz, Pisa, Siena, Pistoja u. a. waren ehemals ganz damit angefüllt, und wie viele derselben waren nicht auf dem Lande befindlich! Itzt hingegen sind Stadt und Land beynahe ganz davon leer, oder gleichsam gereiniget. Ich sage beynahe; denn, um es noch einmal zu wiederholen, nicht alle dieser frommen Clausuren, (der Aberglaube hätte sich sonst zu heftig hierüber entrüsten mögen!) aber doch die meisten, hat man seit einigen Jahren glücklich, obgleich ohne den Schlüssel Petri, geöffnet und zu andern und löblichern Endzwecken eingerichtet. O wie freuten sich da die andächtigen Brüder und Schwestern, zumal die, welche es in der Kreutzigung ihres Fleisches noch nicht sehr weit gebracht hatten, als man die eisernen Thore vor ihnen aufthat und sie wieder in die mit Verdruß verlaßne Welt — hineinhüpfen ließ! Man kann sich vorstellen, wie sehr insonderheit manches verliebte Nönnchen über ihre Befreyung gefrohlockt und unter währendem Forthüpfen ihrem wohlthätigen Befreyer gedankt haben werde.

Kirchenzucht. Dahin gehören hauptsächlich folgende merkwürdige Puncte:

1.) Die im Jahre 1782. geschehene Aufhebung der heil. Inquisition, die nun nicht mehr in diesem

Großherzogthume, unter dem Vorwande der Kirche und des Glaubens, unschuldige Personen verketzern, einkerkern, zur Galeere verurtheilen und zu Pulver verbrennen kann;

2.) Die Wiedereinführung der alten Kirchengesetze, die von der anständigen Lebensart der Geistlichen handeln, und leider! bey den ehrwürdigen Vätern schon längst in Vergessenheit gerathen waren;

3.) Die Verbesserung der öffentlichen Gebete, Breviare und Meßbücher, die man für vernünftige Christen, durch Hinwegwerfung vieler harter Brocken, verdaulicher zu machen gesucht;

4.) Die löbliche Einrichtung, nach welcher itzt beym Gottesdienste die ganze heilige Schrift, die man sonst nicht einmal kühnlich sehen lassen durfte, in einem Jahre durchgelesen werden muß;

5.) Die Abschaffung der Privatbethhäuser und Hauscapellen in den Städten, und die Verwandelung derer auf dem Lande, welche von der Hauptkirche entfernt liegen, in Filialkirchen.

6.) Die Verordnung, daß die Frauenzimmer in keinem unanständigen Putze, wie Amazoninnen oder Comödiantinnen gekleidet, mit langen Haarzöpfen, Hüten und Strausfedern, in die Kirche kommen, auch in derselben von den Mannspersonen, vermuthlich um sie durch ihre verliebten

Blicke

Blicke nicht in der Andacht zu stören, abgesondert sitzen sollen;

7.) Das Verbot, daß es keinem Bettler weiter erlaubt seyn soll, während des Gottesdienstes in der Kirche herumzugehen und Allmosen zu sammeln;

8.) Die Verbannung aller Heiligenbilder von dem Hochaltare, auf dem nun nichts mehr zu sehen ist, als das Kreuz. Sogar die heilige Maria und der heilige Ranieri, Schutzpatron von Toscana, haben von dieser, Gott allein gewiedmeten, Stätte Abschied nehmen müssen. Von dem heiligen Christoph, Niclas, Franz, Ignatius, Dominicus u. a. versteht es sich von selbst; und endlich

9.) Die Anordnung, daß wenigstens alle 2 Jahre Synoden, oder Zusammenkünfte der Bischöffe, um sich über das Wohl der Kirche zu berathschlagen, gehalten werden sollen.

Diese und andere kirchliche Vorschläge, setzet das Schreiben aus Florenz hinzu, in welchem hiervon umständlich Nachricht ertheilet wird, hat der Großherzog eigenhändig verfaßt, so wie er auch bey der Vollziehung verschiedener derselben in Person zugegen gewesen ist.

Außerdem gehöret in dieses Fach das von Seiten des Großherzogs wieder in Ausübung gebrachte Recht, die in seinen Staaten erledigten Bißthümer, Abteyen

und andere geistliche Pfründen und Beneficien nach eigenem Gefallen undohne Zuziehung des Stuhls zu Rom, der dasselbe bisher usurpirt hatte, zu vergeben.

Leopold war auch Willens, alle Autorität des Pabstes, in Absicht auf die äusserliche Kirchen-Verwaltung, in seinen Provinzen abzuschaffen und seine Bischöffe von dem päbstischen Joche frey und ihm selbst, dem heiligen Vater, besonders in Dispensationsfällen, gleich zu machen. Er stellte deßwegen im Jahre 1787. zu Florenz eine Versammlung aller Toscanischen Erzbischöffe und Bischöffe an, die sich über diesen wichtigen Gegenstand mit einander berathschlagen sollten, allein zu seinem größtenErstaunen und Verdrusse erfuhr er, daß vor den Geistes- oder Verstandes-Augen fast aller dieser ehrwürdigen Prälaten noch dicke Schuppen hingen. Drey Erzbischöffe und zwölf Bischöffe, welche dem Römischen Hofe ergeben waren, wollten ihre eigenen Rechte nicht erkennen; und alle Bemühungen der Bischöffe von Pistoja, Colle und Chiusi, sie auf andere Gedanken zu bringen, waren vergeblich. Die ganze Versammlung zerschlug sich also fruchtlos, und es blieb, in Ansehung der Kirchenzucht, fast alles, wie es bisher gewesen war. — So hieß es damals in den öffentlichen Nachrichten, durch deren Inhalt, wie ein Jeder sieht, vieles von dem, was ich bey den obigen 9 Puncten für ganz gewiß behauptet habe, auf einmal wieder sehr ungewiß gemacht wird. — Aber noch ein Wort von dieser merkwürdigen Kirchen-Synode.

Ehe die darauf versammelt gewesenen Väter, die für das Ansehen des päbstlichen Stuhls so männlich gestritten hatten, wieder nach Hause reisten und schon im Geiste an die Lobsprüche dachten, die sie dafür von Pius VI. einerndten würden, ward ihnen von dem Großherzoge, der ihren frommen Eifer mit ganz andern Augen betrachtete und denselben wohl gar für eine heilige Einfalt oder unselige Verblendung ansahe, ein Tag bestimmt, an welchem er ihnen zum Abschiede noch einmal Gehör geben und sie dann im Friede ihres Weges ziehen lassen wollte. Sie gehorchten — ist es möglich? Ja! freylich war das viel. Aber sie sollten ja nur Abschied nehmen und im Uebrigen für dießmal ihren Willen haben — Ich dächte, da hätten sie nun wohl einmal ihrem Souveräne ohne Bedenken gehorchen können! — Sie kamen also, wie es Männern geziemet, die das Wohl der Kirche aufrichtig beherzigen, mit ernster Mine und gravitätischem Schritte, und ließen sich bey dem Großherzoge anmelden. Dieser empfing sie vor dem ganzen versammelten Adel und den Vornehmen des Hofes und der Stadt, ohne Zweifel deswegen, damit es ihnen nicht an Zeugen ihres Ruhmes fehlen möchte. Der Erzbischoff Martini von Florenz führte das Wort für die gesammte Geistlichkeit, die ihm gebückt zur Seiten stund und die frommen Augäpfel zuweilen gen Himmel drehte. Als das erste Geräusch der stummen Reverenze, das bey allen Ceremonien-Besuchen unvermeidlich ist, sich in etwas gelegt hatte, so fing der Herr Erzbischoff an laut zu werden und Sr. Königl. Hoheit zu danken, daß sie ihn und seine Mitbrüder hätten zusammen berufen lassen zur

Ehre Gottes — — Bey diesen Worten unterbrach ihn der Großherzog und hielt folgende merkwürdige Standrede, die ich so ganz, wie ich sie damals öffentlich gelesen habe, hersetzen will:

„Ich habe das zwar gehofft und sehnlich gewünscht; „allein ich sehe mich in meiner Hoffnung betrogen. „Der größte Theil hat nicht Eifer für Gottes Ehre, „nicht Eifer für Kirchenzucht, sondern offenbare Par„theylichkeit, eine falsche, verschmitzte Art zu han„deln, Neid und Bosheit zur Triebfeder seiner Be„rathschlagungen gehabt. Ich stehe diesem Lande „mehr als 22 Jahre vor, und habe mich allezeit be„mühet, aus meinen Unterthanen gute Christen zu „machen. Was wütete man also wider einige Bi„schöffe, welche getreuer, als die meisten, meinen „Wünschen zu entsprechen sich bestrebten? Da mei„ne Absicht nicht auf Aenderung in Glaubenssachen, „sondern blos auf Verbesserung der Kirchenzucht geht, „so hätte ich die Gewalt, gebrauchen können, wel„che mir Gott gegeben hat, ohne Jemanden zu „Rathe zu ziehen. Allein ich wollte Sie versam„meln, um Ihren Eifer zu sehen, und Ihre Mit„hülfe in Vollbringung eines so gerechten Vorhabens „zu erhalten. Jetzt aber sehe ich, daß nur dieje„nigen destomehr widerstreben, welche die ersten „hätten seyn sollen, mich in dieser meiner besten „Meynung zu unterstützen. Die übergebenen Schrif„ten will ich fleißig durchgehen, und darnach jenes „entschließen, was ich anständiger erachten werde. „Unterdessen gedenke ich im nächsten October eine all-

„ge-

„gemeine geistliche Landesversammlung zu veran„stalten. Bis dahin leben Sie wohl.“

Nach Endigung dieser Großherzoglichen Rede, die ziemlich pathetisch ausgesprochen wurde, und die die Herren Bischöffe in einige Verlegenheit setzte, beurlaubten sich dieselben stillschweigend von Sr. Königl. Hoheit. Inzwischen, ob sie gleich über den erhaltenen Verweis ein wenig außer Fassung gekommen waren, so ließen sie dennoch darüber ihren Muth nicht ganz sinken, sondern stärkten sich insgeheim mit dem kräftigen Andenken an den apostolischen Segen, den sie von Rom erwarteten.

Bey dem Herausgehen aus dem Großherzoglichen Zimmer, welches, weil ihrer viel waren, sehr langsam und bedächtig geschehen muste, damit keiner über den andern wegstolpern oder ihm unvorsichtig auf die Fersen treten möchte, traf gerade denjenigen, der sich in der gehaltenen Synode als den eifrigsten päbstlichen Zeloten bewiesen hatte, das Unglück, daß er einer der letzten war und dem Großherzoge noch einmal scharf in die Augen fiel. Dieser erinnerte sich hierbey seiner noch insbesondere und befand für gut, ihn noch auf ein paar Worte zurückzurufen. Der Bischoff, der die gewünschte Thür schon fast hinter sich hatte, muste sich plötzlich von seiner ehrwürdigen Gesellschaft trennen, da er von seinem Landesfürsten zu einer geheimen Conferenz so ernstlich eingeladen wurde. Ohne Zweifel war das unweise Betragen Seiner bischöflichen Gnaden, welches Sie bey Gelegenheit der nun geendigten Synode gegen

die großherzoglichen Befehle nur allzu deutlich hatten blicken lassen, die wichtige Streitfrage, die kürzlich abgehandelt wurde. Es wurde ihnen auch äußerst schwer, darauf zu antworten. Zwar stotterten sie etwas her, das die Stelle der Rechtfertigung vertreten sollte, allein es wurde unzureichend befunden und mit noch stärkern Gegengründen zurückgewiesen. Eine nachdrückliche Warnung, sich künftig vorsichtiger aufzuführen, beschloß endlich dieses Gespräch und machte dem Bischoffe die Thür, die ihm den Ausgang wies, nur desto wünschenswerther. —

Gern möchte ich meinen Lesern das Resultat von allen den frommen und trostreichen Unterredungen mittheilen, welche auf der, im folgenden October angestellten, geistlichen Landesversammlung gehalten worden sind, allein ich muß aufrichtig bekennen, daß mir zur Zeit noch wenig zuverläßiges davon zu Ohren oder zu Gesichte gekommen ist. Soviel glaube ich indessen mit Gewißheit sagen zu können, daß der Großherzog bey seinen Geistlichen noch vielen Widerstand gefunden und den Zweck, warum er sie zusammenberufen, bey weitem nicht erreicht hat. — So schwer ist es, die Macht des Aberglaubens zu besiegen, oder Vorurtheile auszurotten, wenn sie einmal, wie in diesen Provinzen, so tiefe Wurzeln geschlagen haben!

Polizey-Anstalten. Wie vortreflich sind nicht diese in ganz Toscana, gegen diejenigen gehalten, die man in andern italiänischen Provinzen, oder in Engel-

land

land, Frankreich und verschiedenen Gegenden Deutschlands gewahr wird! — Hier, wo ein sanftmüthigstrenger Leopold herrscht, störet kein Tumult die öffentliche Ruhe. Der Pöbel darf nicht die geringsten Ausschweifungen begehen, sie mögen von einem Affecte herrühren, von welchem sie wollen. Was z. B. in London ein gewöhnlicher und unbedeutender Auflauf seyn würde, das würde in Florenz für eine Art von Rebellion gehalten werden, gegen deren weitern Ausbruch man die schleunigsten und wirksamsten Maaßregeln vorkehren müste. Nie giebt ein großer Getrayde-Mangel oder ein erhöhter Preis der nothdürftigsten Lebensmittel den Toscanischen Einwohnern Gelegenheit, über Landesregierung zu klagen oder zu murren. Ihr liebreicher Beherrscher siehet nicht sobald die Plage der Theurung herannahen, so sucht er sie sogleich durch mildes Aufthun seiner Schätze von seinen Unterthanen abzuwenden. Auch duldet er in seinen Städten keine Wucherer, weder privilegirte, noch unprivilegirte, keine öffentlichen Spiel- und Hurenhäuser, keine Bier- und Wein-Verfälschungen, auch keine Bestechungen der Brodt-Aufseher und der Fleischwieger; noch weniger läßt er sich Hausdiebstahl und Straßenraub gefallen. Alles dieses ist bey hoher Strafe verboten, und die Großherzoglichen Mandate sind keine Befehle, die nur auf 4 Wochen gegeben werden, oder die man übertreten kann, wie man will, wenn man nur mit Gelde und geschickten Rechtsgelehrten versehen ist. — Kein Mörder findet hier in einem Kloster, oder in einer Kirche eine sichre Freystatt. Die muthwilligen Banditen werden

nirgends strenger verfolgt, als im Toscanischen. Daher kömmt es auch, daß man zu Florenz, Pisa, Siena und andern Städten dieses Großherzogthums mit weit mehr Sicherheit des Abends nach Hause gehen kann, als zu Venedig, Neapel und selbst zu Rom. — Wer übrigens ein Muster einer schönen und reinlichen Stadt sehen will, der muß nach Florenz reisen. Dieser Ort, den schon ein Kayser Karl, der 5te, für so geputzt hielt, daß er scherzweise zu sagen pflegte, man solle ihn in der Woche mit Tüchern behängen, und nur des Sonntags sehen lassen, hat, seit dem glorreichen Regierungs-Antritte **Leopolds**, noch mehr an Glanz und Herrlichkeit zugenommen. — Paris, wo doch alles artig und niedlich seyn soll, ist, wenn es geregnet hat, ein wahrer Sammelplatz des Schmuzes, in welchem die galanten Fußgänger mit ihren seidenen Strümpfen beynahe versinken möchten. — Florenz hingegen hat den leichtesten Abfluß aller Unreinigkeiten und behauptet auch von dieser Seite den rühmlichen Namen la bella, welchen ihm selbst die Einwohner der übrigen Städte Welschlands vorzüglich beylegen.

**Religion.** Ich kann diese Provinzen nicht verlassen, ohne noch ein Wort von ihrer Religion zu sagen. Sie ist Römischcatholisch, das weis Jeder, allein hiervon ist gegenwärtig die Rede nicht. Es fragt sich vielmehr: Ob in diesen Ländern dasjenige anzutreffen ist, was unsre Herren Neologen unter Licht und Aufklärung verstehen? Aber wie wäre das möglich, da man darinne noch nichts, in Ansehung der Glaubens-

benslehren, geändert hat? — Hebt nicht eins das andere völlig auf? — Ein Staat, den jene Herren für erleuchtet ausgeben, ist nicht etwa ein solcher, wo man diesen oder jenen altväterischen Gebrauch, diese oder jene lächerliche Gewohnheit, dieses oder jenes abergläubische Vorurtheil abgelegt und ausgerottet hat; nichtsweniger! sondern derjenige ist es, in welchem man keine göttliche Offenbahrung, oder doch nur soviel von ihr glaubet, als man für vernunftmäßig hält und mit dem Systeme, das man von dem Dienste des höchsten Wesens sich selbst geschaffen hat, übereinstimmend findet. Wie paßt nun aber diese Art von Erleuchtung auf jene, in dem Wesentlichen ihrer Religion noch eifrigcatholische, Provinzen? — Wenn lange der Großherzog von Toscana, eine Menge Klöster aufgehoben, die Autorität des Pabsts eingeschränkt, die Meßbücher verändert, die Kirchenzucht verbessert und die Sitten der Geistlichkeit gereinigt hat, so ist das doch bey weitem noch nicht das, was itzt die Welt unter dem Worte Aufklärung versteht. Es ist sogar nur ein Schatten von derjenigen Reformation, die wir Luthern zu verdanken haben. Allein da jene scharfsichtigen Herren selbst in dieser noch Nacht und Dunkelheit bemerken, was für eine Egyptische Finsterniß müssen sie dann nicht an solchen Orten noch gewahr werden, wo man noch immer das Fegefeuer glaubt, Seelen-Messen liest, Heiligen-Bilder verehrt, Rosenkränze austheilet, die Priester-Ehe verbietet, die Ohrenbeichte beybehält und viele andere Sätze behauptet, die in der heiligen Schrift so wenig als in der Vernunft, einigen Grund haben! — Ich sage dieses nicht deßwegen,

um

um dem wahrhaftigfrommen und edeldenkenden Großherzoge hiermit einen Vorwnrf und die wirklichguten Anstalten, die er in seinem Gebiete getroffen hat, geringschätzig zu machen — das sey ferne! — sondern blos der neuern protestantischen Religions-Verbesserer wegen, welche sich mit der Hoffnung schmeicheln, dasjenige große Irrlicht, das sie gern überall aufgesteckt zu sehen wünschten, mit nächstem auch in Toscana zu erblicken. —

Ich habe nicht den geringsten Zweifel, daß der Großherzog, nach seinem guten Herzen und nach seinen tiefen Einsichten in das Wesen des Christenthums, die Religion seines Landes, (ungeachtet er sich in seiner Rede gegen die Bischöffe erklären muste, daß er mit seinen neuen Einrichtungen in derselben nichts ändern wolle,) gern auf die wahre apostolische Lehre zurücksetzen möchte; aber — wie lässet sich die Erfüllung eines solchen Verlangens hoffen? — Hat man nicht den Widerstand gesehen, welchen ihm seine Geistlichen thaten, da doch nur die Rede von der Verbesserung der verdorbe. Kirchenzucht und von der Einschränkung des päbstlichen Despotismus war? — Ein verblendetes Volk ist nicht leicht aufzuklären; dieses Wort hier im besten Sinne genommen; noch viel schwerer aber ist es, Geistliche zu erleuchten, welche Unwissenheit und Aberglauben mit Eigennutz und Herrschsucht verbinden. — So lange diese, noch selbst blind, das erstere in seiner Blindheit zu erhalten suchen, und jenes auf keine andere Art zu einer richtigern Erkenntniß der Wahrheit gebracht werden kann, so lange werden auch alle Vorschlage, Edicte

und Anstalten nichts, oder nur sehr wenig fruchten, deren Zweck es ist, alte Vorurtheile zu bestreiten und den Aberglauben in der Religion zu tilgen. — Eine der schönsten Verordnungen des Großherzogs ist unterdessen diejenige, in welcher befohlen wird, daß die Bibel beym öffentlichen Gottesdienste in einem Jahre durchgelesen werden soll. Möchte doch hierbey die Erlaubniß seyn, daß die Layen sie auch zu Hause lesen und darinne forschen dürften! — Es ist allgemein bekannt, daß die von Luthern übersetzte heilige Schrift mehr für ihn reformirt habe, als alle seine übrigen Werke. Eben das wird in Toscana erfolgen, wenn das Lesen der Bibel jedweden ohne Unterschied daselbst gestattet wird. Das Volk wird, wider den Willen seiner Geistlichen, hierdurch aufgeklärter denken lernen, und selbst alles dazu beytragen, das itzt nur noch leicht erschütterte Reich des Aberglaubens gänzlich über den Haufen zu werfen. — —

## Rom und der Kirchenstaat.

Hier nähere ich mich endlich der reinsten Quelle der Wahrheit, dem ohnfehlbaren Schiedsrichter aller Glaubensstreitigkeiten, dem würdigen Nachfolger der Apostel, dem heiligen Vater Pabst, zwar nicht in der Intention, den Staub vor ihm zu lecken, oder nach seinem Pantoffel zu schnappen, sondern lediglich in der Absicht, ihn mit Bewunderung anzustaunen, daß aus seinem Vaticane zu unsern Zeiten unendlich mehr heilsame Ver-

ordnungen oder Bullen und Breven herausgekommen sind, als einst Soldaten aus dem Trojanischen Pferde. Ich werde sowohl diese wirklich erschienenen, als auch andere, die noch nicht zum Vorscheine gekommen sind, und auf welche Rom und die ganze Christenheit mit heisser Sehnsucht warten, gewissenhaft anzeigen. Allein um der Ordnung willen, werde ich die Gegenstände, worauf sie sich eigentlich beziehen, in Kapitel eintheilen.

## Erstes Kapitel.

### Von dem Ansehen des Pabstes und dessen hohen Regalien.

Ungeachtet alle Welt weis, daß der heilige Vater die Schlüssel Petri führet und von dessen Schifflein der Steuermann ist, so giebt es dennoch, hauptsächlich in unsern Tagen, selbst unter denen, die ihn äusserlich als das Haupt ihrer Kirche verehren, Leute, welche nicht nur darauf umgehen, ihm jene Schlüssel aus den Händen zu winden, oder die verwegen genug sind, sich gute Nachschlüssel zu verfertigen, sondern die sich auch unterfangen, sich neben ihm ans Steuer = Ruder zu setzen, und das Schifflein Petri von den Sandbänken, worauf es seine Vorfahren mit vieler Mühe gebracht haben und auf denen er es noch immer muthig zu erhalten sucht, abzuziehen und wieder flott zu machen. Ich berufe mich hierbey zuversichtlich auf das, was von den Höfen zu Wien, Neapel, Paris, Florenz, Cölln und anderer Orten

Orten seit einigen Jahren dießfalls unternommen und glücklich ausgeführet worden ist. Am meisten hat Vater Piussen sein widerspenstiger Sohn in Neapel gekränkt, welcher, nach oftmals gemachten Schwierigkeiten, endlich gar beschlossen hat, ihn nicht mehr, durch Ueberreichung eines nervichten Schimmels und einer mit Ducaten gefüllten Börse, für seinen Lehnsherrn zu erkennen. O wie übel empfand das der heilige Vater, als er hiervon benachrichtigt wurde, er, der sein überschwengliches Ansehen vollkommen kennt und bey seiner Thronbesteigung ausdrücklich versprochen hat, seiner Würde nicht das mindeste zu vergeben und über seine Rechte, wie über seinen Augapfel, zu halten! — Er schrieb unzählige mal an den König und erinnerte ihn nicht nur an den wichtigen Inhalt des vierten Gebots und an die ihm obliegenden Verbindlichkeiten gegen den Stuhl zu Rom, sondern auch an die, auf ihn, (den Pabst,) durch Petrum vererbte, Gewalt, gegen die Ungehorsamen, wärens auch Könige, nach der Schärfe zu verfahren.

Der Eifer des Pabsts wurde schon im Jahre 1777. erregt, als der König ihm den Zelter mit dem goldenen Appendice, nach langen Weigerungen, zwar zuletzt noch überreichen, aber ihm zugleich das Compliment sagen ließ: Er übersende ihm beydes als eine Andachtsbezeugung gegen Peter und Paul. Als der Gesandte diese Worte vor dem Pabste öffentlich aussprach, unterbrach ihm derselbe hitzig und sagte: „Wir nehmen den Zelter als ein Lehenserkenntniß für Neapel an.“ — Darauf machte er mit seinem Haupte eine majestätische

Schwenkung gegen das Volk, welches, von dieser Gegenwart des Geistes gerührt, dreymal ausrief: „Es lebe der heiligste Vater! Er lebe!“ — Einige kräheten ihm sogar die Worte nach: „Als ein Leherserkenntniß fur Neapel!“ —

In dem folgenden Jahre muste sich der heilige Mann bey dieser Gelegenheit von neuem erboßen, da man bey der Uebergabe des Zelters sich gegen ihn verlauten ließ: Der König überschicke die 6000 Ducaten dem römischen Hofe als einen freywillige Beytrag zum Baue der Peterskirche: Nicht aber als ein Lehenserkenntniß für Neapel.

Im Jahre 1780, erneuerte sich das mehrmals entstandene Gerücht, daß man den Zelter ohne alles Gepräng übergeben werde. Allein Pius wuste dieses abermals noch durch den König von Spanien, bey dem er sich, unter Ertheilung einer Menge Absolutionen und Benedictionen, eine Fürbitte in Neapel ausgewirkt hatte, glücklicher Weise zu hintertreiben.

Eben das geschahe auch in den nächst darauf folgenden sieben Jahren bis 1788, wo endlich die Ueberreichung des Zelters und des gewöhnlichen Tributs gänzlich unterblieb, die, allem Vermuthen nach, auch niemals wieder vor sich gehen wird. Vergebens ließen Se. Heiligkeit durch ihren Generalfiscal wider diese Neuerung protestiren und diese Protestation an eben dem Tage und dem Orte, wo sonst die Feyerlichkeit mit dem Zelter zu geschehen pflegte, mit lauter und vernehmlicher Stimme

ab-

ablesen Es half alles nichts. Der König gieng von seinem einmal gefaßten Entschlusse nicht ab. Doch erbot er sich, auf Zureden seiner Gemahlin, die 6000 Zechinen, nebst dem Betrage des Zelters in baarem Gelde, dem Pabste, seinem gewesenen Lehnsherrn, (man denke einmal!) als ein Allmosen zu entrichten. Konnte wohl diesem eine größere Demüthigung wiederfahren? — Mit Recht schlug er daher ein ihm so schimpfliches Anerbieten aus, zu dessen Annehmung ihn auch eben keine allzugroße Noth trieb. Es ist wahr, seine Finanzen befanden sich und befinden sich noch in betrübten Umständen. Er hat Schulden, das ist nicht zu leugnen. Aber wer hat nicht welche, da die gegewärtigen Zeiten so böse sind? — Seine Indulgenzien und Dispensationen gehen itzt freylich um ein Spottgeld weg, wie alle Waare, die aus der Mode gekommen ist. Das bin ich gar nicht in Abrede. Aber von Allmosen braucht er gleichwohl immer noch nicht zu leben. Ja, ehe ich das thäte, wenn ich an seiner Stelle wäre, und meinen vorigen Lehnsunterthanen ein date pauperi entgegen seufzte, ehe ergriff ich das Handwerk meines ersten Vorfahren, des heiligen Petrus, fischte oder flickte Netze. —

Was er von dem Könige von Neapel, in kirchlichen Angelegenheiten, für wichtige Eingriffe in sein Primat und in seine Hierarchie zeither erfahren hat, das will ich alles in beliebter Kürze unter der Rubrik Neapel beschreiben. Eben so will ich auch der derben Stöße, welche der Kayser, und die deutschen Erzbischöffe und Bischöffe seinem apostolischen Sitze und sei-

ner dreyfachen Krone seit einigen Jahren beygebracht haben, eines jeden insbesondere, an seinem Orte gedenken. Von seinen mit Florenz und Venedig gehabten Händeln habe ich schon oben geredet. — —

Hier sage ich weiter nichts, als daß der heilige Vater beynahe von allen Seiten an seinen wohlhergebrachten Rechten und Privilegien bisher empfindlich gekränkt worden ist; Kränkungen, die noch Niemand hat bereuen wollen, die noch ununterbrochen fortdauren. Selbst seine getreuen Römer fangen itzt an, an seinem großen Ansehen zu zweifeln und sogar öfters über seine unumschränkte Gewalt sich lustig zu machen. Dieß beweist unter andern ein offnes Buch, das man vor 2 Jahren auf der Bildsäule des Pasquins gefunden, und in welchem geschrieben war: Quid est Papa? — Est Monarcha Monarcharum, est Episcopus Episcoporum, est summus Pontifex, est etc. — Et propter nimium est, Dominus Papa nihil est. Auch bezeugt es ihre ausnehmende Freude über die Gegenwart des Kaysers, als derselbe vor einigen Jahren Rom besuchte, und der sichtbare Vorzug, den sie ihm bey dieser Gelegenheit vor dem Pabste gaben. Alles vergaß beym Anblicke des gütigen Erdenbeherrschers den stolzen Thürhüter des Himmels. Das entzückte Römische Volk begleitete seinen Kayser allenthalben und jauchzte ihm einstimmig die Worte zu: „Es lebe Joseph, Unser Kayser! — il nostro salvatore! — unser Erlöser! — — —

Wie müssen nicht dem Pabste von diesem Geschreye die Ohren gegellt haben! Und wie muß ihm nicht überhaupt zu Muthe gewesen seyn, als er den Kayser sowohl bey dessen eigenem Besuche, als auch bey dem, den er (der Pabst) zuvor in Wien abgelegt hatte, in seinen Entschliessungen unbeweglich gefunden! — Unterdessen hält Pius doch immer noch standhaft auf seine geistlichen Rechte, ist dabey geduldig und hofft auf bessre Zeiten.

Seine wahren Gesinnungen, sein Primat und Hildebrands Aussprüche betreffend, erhellen aus folgenden Anecdoten:

Joh. Nicolaus von Hontheim, Bischoff von Miriosidi in partibus und Weihbischoff des Erzbischoffs und Churfürstens von Trier, hatte vor ohngefähr 12 Jahren, unter dem Namen Justinus Febronius, ein Buch de statu ecclesiae geschrieben, dessen Inhalt den vermeynten Rechten Sr. päbstlichen Heiligkeit in vielen Stücken zuwider war. Dieses Buch brachte Piussen auf. Noch niemals, wie jetzt, hatte man seinen heiligen Zorneifer so brennen sehen. Daher war es auch kein Wunder, daß er sich nicht eher besänftigen ließ, als bis er den Verfasser entdeckt, um den Schutz seines Churfürsten gebracht und durch die schrecklichsten Drohungen zu einem öffentlichen Widerrufe gezwungen hatte. Von den prunkvollen Ceremonien, welche hierbey beobachtet wurden, als der Pabst am 1sten Weihnachtsfeyertage des 1778sten Jahres, nach Absingung einer feyerlichen Messe in der Vaticanischen Hauptkirche,

 diesen

diesen für beyde Theile gleich unrühmlichen Widerruf seinen Cardinälen bekannt machte, waren damals alle Zeitungen voll. Ich will hier nur das Wesentlichste davon herausziehen. Herr Stay, Secretär der Breven ad principes, muste, auf päbstlichen Befehl, die ganze Geschichte dieses Widerrufs in vollem Consistorio herlesen und derselben einen Brief von gedachtem Durchlauchtigsten Churfürsten beyfügen, welcher den Pabst bittet, den Herrn von Hontheim von den geistlichen Strafen zu absolviren. In der Anrede des Pabsts an das heilige Collegium wurden die Wunder der göttlichen Gnade (wie billig) gepriesen und die eifervolle Mitwirkung des Durchlauchtigsten Churfürsten bey einer für die catholische Kirche so glorreichen Handlung gelobet; wobey auch der Pabst nicht unterließ, dem folgsamen und christlichen Muthe des Herrn von Hontheim, mit welchem er sich dem Ursprunge der Wahrheit, mit Verachtung aller menschlichen Ehre, genähert, seinen Beyfall zu ertheilen. Zum Beschluß ermahnte derselbe das heilige Collegium dem Geber alles Guten und kräftigen Trostes dafür zu danken. — —

Das mochte das heilige Collegium, nach seinen Römischen Glaubensbegriffen, immerhin thun. Demungeachtet aber bin ich der Meynung, daß dem Geber alles Guten, dessen Name bey dieser Gelegenheit gemißbraucht wurde, weder mit dem Widerrufe, noch mit dem Danke etwas gedient gewesen sey. Selbst am Kayserlichen Hofe wuste man diesen ganzen Handel dem Pabste schlechten Dank, und von dem Spanischen und Meiländischen versicherte man ein gleiches. Diese Höfe

se sollen vielmehr für gut befunden haben, nicht allein die Acten des Widerrufs des Febronii, sondern auch alles, was mit dieser Geschichte in einiger Verbindung stund, in ihren sämtlichen Staaten zu unterdrücken.

Ferner ersieht man aus allen den Breven, welche der Pabst an den Kayser, da dieser aus eigenem guten Triebe das Reformationsgeschäfte vor die Hand nahm, geschrieben hat, zwar sehr viele Nachgiebigkeit, aber nicht das geringste Geständniß, daß seine Vorfahren sich eine Herrschaft angemaaßt, die ihnen nicht zugekommen wäre, und auf welche er (Pius) Verzicht thun wolle.

Als er im Jahre 1782. in der bekannten Absicht, die der Kirche, oder vielmehr seinem Ansehen drohenden Ungewitter abzuwenden, nach Wien reiste, ließ er seine dreyfache Krone, die von den Römischen Hoftheologen das Reich der Welt genennet wird, und die päbstliche Oberherrschaft über alle Kayser, Könige und Priester anzeigen soll, sorgfältig einpacken, um in diesem beleidigenden Schmucke vor seinem Souveräne, Joseph, dem 2ten, zu glänzen.

Bey der feyerlichen Messe, welche er am 1sten Osterfeyertage des vorbenannten Jahres in der Kayserlichen Hofcapelle las, sollen Se Majestät, der Kayser, darum nicht erschienen seyn, weil die vom Pabste mitgebrachten Römischen Ceremonienmeister schlechterdings verlangt hätten, daß der Thron des Kaysers, wenig-

stens eine Stufe, tiefer seyn müste, als der päbstliche.

Zu der Zeit, als man zu Wien in Vorschlag brachte, daß es besser und der göttlichen Ordnung gemäser wäre, den Geistlichen das Heurathen zu erlauben, als sie ein zweydeutiges und oft ärgerliches Cölibat führen zu lassen, erscholl aus Rom das merkwürdige Gerücht, daß Pabst Pius, der 6ste, in einer geheimen Congregation beschlossen habe, das Gebot der Ehelosigkeit der catholischen Geistlichen niemals aufzuheben. Verschiedene Briefe von daselbst, in welchen diese Nachricht bestätigt wurde, fügten ausdrücklich hinzu, daß eben die Ursachen, welche dieses Gebot ehemals veranlasset hätten, von gedachter Congregation zu dessen fernerer Beybehaltung angeführt wären; nehmlich die Aufrechthaltung der Hierarchie, oder päbstlichen Hoheit; die genaue Verbindung der hohen und niedern Geistlichkeit mit dem Römischen Hofe, und die Furcht vor der stärkern Anhänglichkeit der Klerisey an ihre Landesherren, und dergleichen politische Ursachen mehr.

Ich könnte von dem noch ungeschwächten Eifer des Pabsts für die sogenannten Rechte der Kirche, oder besser, des Römischen Stuhls noch manches feine Anekdötchen erzählen, woferne ich meine Leser nicht zu sehr damit zu ermüden fürchten müste. Indessen will ich Sie doch an folgendes noch erinnern:

Als

Als der Cardinal von Rohan in der bekannten Halsbandgeschichte vor das Königliche Parlament zu Paris citirt wurde, wollte der darüber unzufriedene Pius, nach dem Inhalte des canonischen Rechts, vermöge dessen keine weltliche Obrigkeit, sie sey Kayser oder König, geistliche Personen richten darf, es durchaus nicht gestatten, sondern behauptete mit großem Ernste, der Prozeß des Cardinals müsse vor ihm oder vor einer von ihm verordneten Delegation geführet werden. Es ist wahr, daß der König von Frankreich und sein Parlament wenig nach dieser Protestation fragten, allein es war doch dieselbe, und ist es noch, ein deutlicher Beweis, wie sehr der heilige Stuhl über seine vermeyntlichen Gerechtsame halte, und daß seine jetzige Nachgiebigkeit von keiner Ueberzeugung seines zu hoch getriebenen Ansehens, sondern lediglich von dem Zwange der gegenwärtigen Zeitumstände herrühre, welcher sich nach der Macht und Denkungsart der Regenten richtet und sich daher unvermuthet wieder einmal verlieren kann.

---

## Zweytes Kapitel.

## Innere Staatsverwaltung.

In dieser hat sich neuerdings eben nichts wichtiges, wenigstens nichts sehr vortheilhaftes für das gemeine Wesen, zugetragen. Denn daß von Vater Piussen zeither manche vacantgewordenen Stellen in seinen Staatsbedienungen durch tüchtige Subjecte glücklich wieder besetzt und dabey diese und jene kleinen Reformen gemacht worden sind, hat ins Ganze seiner Regierung keinen zu großen Einfluß gehabt, daß man den Nutzen davon von außen sehr merklich hätte spüren können.

Seine Schatzkammer ist noch immer leer und seine Finanzen erschöpft. Man rechnet die päbstlichen Staatsschulden auf 56 Millionen Römischer Thaler. Diese zu tilgen, ließ Pius seine erste Sorge seyn, als er auf dem Stuhle Petri kaum Platz genommen hatte, und strengte deßwegen alle Kräfte seines Geistes und alle Nerven seiner Herrschaft an, wiewohl mit einem seinen Absichten wenig entsprechenden Erfolge. Er errichtete gleich Anfangs eine Congregation, die auf Mittel denken sollte, die päbstlichen Einkünfte zu vermehren, welche sich dermalen nur, wie man sagt, nicht höher, als auf 2 Millionen und 200.000 Scudi belaufen, *) und wovon

*) Diese Summe ist, meines Erachtens, viel zu niedrig angesetzt. Andere geben sie fast noch einmal so hoch, an. Man muß nicht glauben

wovon jährlich 1 Million und 240000 zu Abführung obiger Schulden angewandt werden. Die von Ganganelli, seinem Vorfahren, ausgesetzten Pensionen zog er ein, gab der Schatzkammer einen scharfsichtigern Aufseher und verpachtete die päbstlichen Domänen an die Meistbietenden. Zufolge des von jener Congregation gegebenen Gutachtens wurde beschlossen, nur von Mehl, Salz und liegenden Gütern Abgaben zu fodern, dagegen die den Unterthanen so lästige Kopfsteuer aufzuheben. Um die Römische Kattunfabrik emporzubringen, wurde die Einfuhr der ausländischen Kattune mit einem Zolle von 24 für Hundert belegt. In der Folge ließ er den Römern verschiedene alte Auflagen, als auf Papier, Wachs und gebrannte Wasser, nach. Er hob durch eine Verordnung das Weg- und Durchfahrtgeld von den Güterwägen auf; weil diese Abgaben den Fortgang der Handlung nicht wenig hinderten. Der Adel, dem diese Abgaben zufielen, machte zwar darwider seine Vorstellungen: aber Pius entschuldigte sich damit, daß das allgemeine Wohl dem Nutzen einiger Privatpersonen vorzuziehen sey. „Ueberdieß versichert mein Währmann bey diesen Nachrichten,*) daß dieser Pabst sich

alle

glauben, als ob die Einkünfte eines Landes, welches an Größe einem beträchtlichen Königreiche gleichet, darum sogar gering geschätzt werden müßten, weil man zeither die Goldquellen, die sonst von außen dazu geflossen sind, größtentheils verstopft hat.

*) Joh. Fr. Keppler in seiner neuesten Geschichte des Pabst Pius des VI. bis auf seine Abreise von Wien. 1782. Seite 137. u. f.

alle Mühe gebe, die Römer von der Weichlichkeit zu nützlichen Beschäftigungen zu ermuntern, und daß er einsehe, Rom werde in Zukunft nur von Rom, nicht von den Vorurtheilen der übrigen Christenheit leben. Aber es sey schwer, Uebel zu heben, die Jahrhunderte eingeführt und fortgepflanzt haben. Hätten die Päbste, sagt er, die Fruchtbarkeit ihrer Staaten, den gütigen Einfluß des Himmelsstriches, und nicht die Thorheiten der ganzen Christenwelt benützet; hätten sie den Akkerbau und die Fabriken befördert, und nicht ausländischen Sünden Taxen aufgelegt und mit Ablässen gewuchert: so wären die Unterthanen in die Nothwendigkeit versetzet worden, zum Glücke des Staats durch Fleiß und Bemühung einen dauerhaften Grund zu legen. Die trägen Römer, fährt er fort, glaubten (und glauben vielleicht noch) der Fluch: Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brodt essen, sey nur wider die ausgesprochen worden, welche das Unglück hätten, außer den sieben Hügeln zu wohnen; sie nahmen mit einer frommen Zuversicht ihr Geld, und gaben ihnen häufige Segen dafür. Endlich traten herzhafte Männer auf, welche den Pabst von der Kirche, das Wesentliche der Religion von den Nebenabsichten des Römischen Hofes, und die Güter der Kirche von den unrechtmäßigen Erpressungen zu unterscheiden wußten. — Die Monarchen, fügt er hinzu, erkennen itzt ihre Rechte und setzen sie dem Vorurtheile entgegen. Rom sieht mit Verdruß die Ausbreitung der Vernunft und die Abnahme seiner Einkünfte. Pius erfährt diese traurige Wahrheit. Spanien, Frankreich, Neapel, Venedig und Deutschland bestätigen sie. Die Zukunft, die immer

mer größre Schritte wagt, weissaget das Ende der Römischen Herrschaft von dieser Seite." —

Soweit mein Währmann, der, wie mich dünkt, um desto glaubwürdiger ist, weil er noch, so viel ich weis, ins Schifflein Petri gehört. — Aber was hat denn Pius mit seinen löblichen Finanz-Anstalten bisher ausgerichtet? Leider! wenig. Sind die Römer arbeitsamer geworden? Nein! Hat man den Ackerbau und die Fabriken emporgebracht? Auch nicht! Haben die Gelderpressungen aufgehört? Eben so wenig! Haben sich die Staatsschulden vermindert? Auf keine Weise! — Nun, wo ist denn das so sorgfältig ersparte Geld hingekommen? — Man hat es angewendet, theils an die große Peterskirche eine eben so unnöthige, als prächtige Sacristey zu bauen, die, als sie fertig war, über eine Million Scudi kostete und der Kirche, zu deren Verherrlichung sie dienen sollte, das Licht raubte, theils die Pontinischen Sümpfe auszutrocknen und die verfallene Appische Straße wieder herzustellen.

Man siehet hieraus leicht, daß bey diesen kostbaren Unternehmungen an keine Tilgung der Schulden, an keine Verminderung der Abgaben und, was das schlimmste ist, an keine Erniedrigung des hohen und Hunger-verursachenden Getrayde-Preises gedacht werden konnte. Nicht immer führet eine milde und wohlthätige Regierung zur Unsterblichkeit. Pius wählte sich daher einen Weg dazu, den er für sichrer hielt, und suchte sich durch große Werke zu verewigen, die viele seiner Vorfahren für unmöglich gehalten hatten.

Den Bau der neuen Sacristey hatte schon Alexander, der 7te, welcher im Jahre 1680. starb, zwar beschlossen, aber nicht ins Werk richten können. Pius der 6te, fand seinen Entwurf und führte ihn aus. Alle Vorstellungen der Baumeister und der Kameralisten, davon ihm die erstern architectonische, die letztern aber öconomische Einwürfe machten, waren vergebens. Das Volk mochte sein Mißvergnügen darüber noch so laut bezeugen und öffentlich ausrufen, daß der Pabst die Sacristey auf Kosten der Armen baue, denen er, anstatt prächtige Gebäude aufzuführen, lieber Brodt geben sollte; Pius blieb bey seinem Entschlusse. Indessen suchte er diese Beschuldigung dadurch von sich abzulehnen, daß er den Glanz seines Hofstaats veringerte und weniger kostbar speiste, als er sonst zu thun pflegte. Freylich hätte bey ihm die Liebe zu seinem hungrigen Volke vorgehen, und ihn zu einem bessern und wohlthätigern Gebrauche dieses Geldes antreiben sollen. Allein die Liebe zu seinem Ruhme behielt die Oberhand. Das Zujauchzen eines armen gesättigten Haufens ist für ehrsüchtige Gemüther lange nicht so schmeichelhaft, als das gehoffte Lob einer ganzen Nachwelt, die unsern Geschmack, unsre Geistesgröße nnd unsern Reichthum bewundert. Um aber doch seine dürftigen Römer in etwas zu beruhigen, verschaffte er ihnen allerhand angenehme Unterhaltungen, die keinen andern Fehler hatten, als diesen, daß sie nicht auf den Magen wirkten. Er gab ihnen Schauspiele, aber kein Brodt.

Nützlicher war ohnstreitig die Austrocknung der Pontinischen Sümpfe: Allein sie gehörte noch nicht in

den-

denjenigen Zeitpunct, in welchem sie Pius veranstaltete. Wenigstens hätte er solange noch damit anstehen sollen, bis er dem allzudrückenden Brodtmangel des Volks durch das milde Aufthun seiner Hände abgeholfen gehabt hätte. Man urtheile selbst, welches am nöthigsten war. Ja, wenn die päbstliche Kammer zu Bestreitung beyder Ausgaben mit einem hinlänglichen Fond versehen gewesen wäre! Allein so hatte dieselbe wenig baaren Vorrath und überdieß noch, wie schon angemerkt worden, wichtige Schulden. Inzwischen war das Werk der Austrocknung groß. Der Ruhm, es ausgeführt zu haben, muste es nicht minder seyn. Was nicht nur von verschiedenen Päbsten, sondern auch in den ältern Zeiten von den Longobardischen Königen, von den Römischen Kaysern und Bürgermeistern vergeblich war unternommen worden, das konnte (welche reizende Vorstellung!) Niemand anders zu Stande bringen, als Pius, der 6te. Der zu Sumpf gewordene Erdstrich, der urbar gemacht werden sollte, glich einer ziemlichen Provinz und begriff 40000 nach Andern 36000 Morgen Landes. Die Zahl der Arbeiter, welche beschäftigt waren, einen Kanal bis zum foglianischen See zu führen, und das Sumpfwasser abzuleiten, belief sich auf 40000 und die Summen, welche sie einige Jahre hindurch kosteten, auf mehr, als eine Million Römischer Thaler. Bey alle dem fehlte wenig, daß Mühe und Aufwand, so groß sie waren, vergeblich gewesen wären. Eine unvermuthete Ueberschwemmung setzte im Jahre 1779. den ganzen schon ausgetrockneten Theil des Morastes von neuem unter Wasser. Jedermann glaubte nunmehr, daß Pius sein Vorhaben, als unmöglich, aufgeben

werde. Aber nein! Nichts konnte ihn von dessen Ausführung zurückschrecken. Er bereiste die sumpfigten Gegenden selbst, nahm alles sorgfältig in Augenschein, und befahl nicht nur den durch das Wasser neuerlich angerichteten Schaden wieder auszubessern, sondern auch an der völligen Austrocknung des noch übrigen Morasts ununterbrochen fortzufahren.

Um endlich diesem unsterblichen Werke die höchste Vollkommenheit zu geben, deren es fähig zu seyn schien, beschloß Pius auf einem Theile des ausgetrockneten Erdreichs eine neue Stadt anzulegen, die zu einem immerwährenden Denkmale seines großen und geschmackvollen Geistes und seines edlen und huldreichen Herzens dienen sollte. Den Riß dazu ließ er durch die berühmtesten Baumeister in und außerhalb Rom verfertigen. Nach demselben sollte die Stadt die Gestalt eines gleichseitigen Vierecks bekommen und gemächlich 10000 Haushaltungen in sich fassen. Wo aber die Einwohner dazu herkommen sollten, war noch ungewiß. Mit Kastraten, an denen es nicht gefehlt haben würde, durfte sie darum nicht besetzt werden, weil hier die Rede von ganz etwas andern, als von Singen war; mit Mönchen auch nicht, man hätte denn den Nonnen erlauben müssen, ihre Oeconomie zu besorgen; mit unehlichen Kindern, geistlichen und weltlichen Ursprungs, hätte man sie zwar am besten bepflanzen können, weil insonderheit die Römischen Bordelle, (worunter man auch gewisse Klöster rechnen kann,) in diesem Stücke sehr ergiebig sind, allein das hätte sich Pius ohne Zweifel für eine Schande gehalten. Vermuthlich hätte man sich also wohl, wenn der Bau zu

Stande

Stande gekommen wäre, eine auswärtige Kolonie verschreiben müssen, wozu man die Väter de propaganda — gar füglich hätte gebrauchen können. Doch das war nicht die einzige Schwierigkeit, die sich hierbey eräugnete. Wie die Stadt heißen sollte? war eine neue Frage. Indessen würde sich diese, dünkt mich, leichter haben beantworten lassen, wie jene. Wenn nur erst die Sache da ist, einen schicklichen Namen dazu kann man gar bald ausfindig machen. Ich gebe mich nicht für den Scharfsinnigsten aus, aber zu der neuen Stadt, die Pius zu bauen vorhatte, hätte es mir gewiß nicht schwer fallen sollen, einen bequemen Namen zu entdecken. Ich hätte sie entweder nach dem päbstlichen Geschlechtsnamen Braschi, oder Braschino, oder Civita di santo Pio, (St. Piusstadt) oder Citta della Paludi, Lutetia Romanorum, zu deutsch, Römisch-Kothhausen, genannt. Andere hätten ihr vielleicht noch passendere Namen gegeben. Ich führe nur diejenigen an, die ich dazu in der Eile, (wie man zu sagen pflegt, wenn man etwas nicht besser machen kann,) gewählet haben würde. — Aber wozu alle diese Untersuchungen, da keine Stadt zu Stande gekommen ist? — Ich leugne nicht, sie sind unnütz, wie die meisten Bemühungen der Kritiker und Onomatologen. Ich will daher ohne weitere Umstände davon abbrechen und den Ruhm, in Kleinigkeiten scharfsinnig zu seyn, Andern überlassen. Wäre der beschloßne Stadtbau zur Wirklichkeit gekommen, so wäre es dann immer noch Zeit genung gewesen, sich mit dem Namen der Stadt und den Mitteln, sie mit Einwohnern zu versorgen, den Kopf zu zerbrechen. — Was ihn ver-

hindert hat, will man wissen? — Nicht eben der zu tiefe Sumpf, so grund- und bodenlos er auch an manchen Orten zu seyn schien, denn fleißige Hände, die gut bezahlt werden, können alles möglich machen; auch nicht die Unbeständigkeit des Pabsts, der mitten in dieser glorreichen Beschäftigung auf Anlegung neuer Landstraßen verfiel, wie denn unter andern die ehemalige sogenannte via salaria, eine alte verfallene von Rom nach Terni ziehende Straße, bequem wieder hergestellt werden sollte; sondern eines Theils der verzweifelte Geldmangel, der manchen denkenden und kühnen Unternehmer von der Ausführung der wichtigsten Entwürfe zurückhält, oder, wenn man lieber will, der zu einem so großen Vorhaben nicht hinlängliche Cassen-Vorrath, welcher immer mehr abnahm, je mehr fremde Bullen- und Dispensationsgelder außenblieben, andern Theils die unvermutheten Ansprüche, welche der König von Neapel auf eine ziemliche Strecke dieser ausgetrockneten Moräste machte. Pius wurde hierüber unwillig und ließ das Werk ins Stecken gerathen. Ob er, oder einer seiner Nachfolger, es künftig wieder vor die Hand nehmen werden, muß man von der Zeit erwarten.

Aber wieder auf den schlechten Zustand zu kommen, in welchem sich itzt das päbstliche Finanzwesen befindet, und auf die fruchtlosen Bemühungen, die Se. Heiligkeit zu dessen Verbesserung bisher angewendet haben, so muß ich vor allen Dingen anmerken, daß die Circulation des Geldes in Rom und dem Kirchenstaate dermalen sehr langsam nnd ungewiß geschehe, wie der Umlauf des Blutes in einem durch häufiges Aderlassen geschwächten

ten Körper. Ein neurer Reisender versichert, „daß der Mangel an baarer Münze daselbst täglich zunehme. Fast der ganze innere Handel, sagt er, wird durch Papiere oder Creditscheine der beyden Römischen Banken betrieben, wobey, wenn man sie in baares Geld verwandeln will, über 4 Procent verloren werden. Gleichwohl wird in der päbstlichen Münze jährlich beynahe eine Million Römischer Thaler geschlagen. An diesem Geldmangel ist nichts anders Schuld, als der über Handnehmende Luxus, der durch alle Arten von fremden Einfuhren genähret wird. Rechnet man hierzu den vernachläßigten Ackerbau und die aus der Fremde durch die jetzigen Neuerungen immer sparsamer eingehenden Bullengelder, so sind die Ursachen offenbar. Man hat berechnet, daß, ohne die fremden Fabrikwaaren, allein für Spezerey und gesalzene Fische jährlich einige Millionen außer Landes gehen." —

Ich habe bereits von verschiedenen kameralistischen Speculationen geredet, welche der betriebsame Pius, um sein gesunknes Finanz- und Creditwesen wieder zu heben, im Anfange seiner Regierung gemacht hat. Hier will ich noch von einigen spätern derselben Meldung thun, aber auch zugleich zum Voraus anzeigen, daß sie mit jenen einerley unglücklichen Erfolg gehabt haben. Ueberhaupt muß ich gestehen, daß ihm fast alle seine öconomischen Entwürfe, so weislich ausgedacht und angelegt sie auch seyn mochten, wenn es damit zur Ausführung kam, mißlungen. Nächstdem waren auch die Lücken in seiner Schatzkammer gar zu groß, daß diejenige Finanzoperation, durch welche sie hätten ausgefüllet

füllet werden sollen, eine Art von Wunderwerke hätte seyn müssen, dergleichen man von den Gebeinen der eilftausend Jungfrauen oder von dem Körper Gregorius, des 7ten, kaum hätte erwarten können. Es ist wahr, in der Engelsburg lag der Schatz Pabst Sixtus, des 5ten. Allein, außer daß derselbe zum Behufe der Römischen Kirche im äußersten Nothfalle bestimmt war, so hatte ihn, leider! Clemens, der 13te, schon ziemlichermaaßen dünne gemacht, und wollte Pius, der 6te, seine Römer nicht ganz wider sich aufbringen, so muste er denselben eher wieder zu ergänzen, als vollends zu zertheilen suchen. Freylich war hierzu kein bequemes Mittel vorhanden, so wenig als man eines zur Erleichterung der den Stuhl Petri so hart beschwerenden Schuldenlast angeben konnte. Der Handel mit der geistlichen Waare, der sonst so große Summen einbrachte, (o wie verändern sich doch die Zeiten!) ist besonders seit 8 bis 10 Jahren tief in Verfall gerathen. Bullen, Indulgenzien, Rosenkränze, Dispensationen, Confirmationen, Canonisationen, alle diese sonst so beliebten Artickel werden itzt größtentheils unter dem gewöhnlichen Marktpreise verkauft. Die päbstlichen Bergwerke — auch diese geben itzt wenig Ausbeute mehr, und die sie ja noch geben, sind kaum hinlänglich, dem im Hinbrüten liegenden Credite der päbstlichen Kammer einige frische Lebenssäfte einzuflößen. — Womit sollte sich also Pius bey diesen dringenden Bedürfnissen retten? — Mit neuen Auflagen? — Nichts ist leichter gesagt! — Aber auf was denn? Auf Brodt, Fleisch, Bier, Tuch, Leinewand und andere unentbehrliche Artickel des menschlichen Lebens, nicht wahr? — Ueber-

flüßige Vorschläge! — Fehlt es denn etwa an dergleichen? — Das sind ja, wie jedermann weis, die prima elementa der Finanzminister, wobey sogar die meisten, die sich mit tiefsinnigen Entwürfen nicht gern die Köpfe zerbrechen wollen, gemeiniglich stehen bleiben. Daß sowohl die mittelste, als unterste Volksclasse, vornehmlich hierunter leiden, ist ausgemacht, und man könnte sich, woferne ja noch ein Mensch daran zweifeln sollte, zuversichtlich auf viele ältere und neuere Beyspiele berufen. Eben unter so drückenden Finanzplänen seufzen auch die Einwohner des Kirchenstaates, und haben den nothwendigen Folgen derselben ihre ausnehmende Dürftigkeit zu verdanken. Hiervon hatte Pius eine sehr genaue Wissenschaft, indem er, so zu sagen, in ihrem Beutel mehr als einmal den leeren Boden gesehen hatte, und ungeachtet er in ihren Magen mit seinen Blicken nicht so tief eindringen konnte, so hatte er doch aus ihrem oftmaligen Geschreye nach Brodte so viel geschlossen, daß sich darinne ebenfalls ein trauriges Vacuum befinden müsse. Wie hätte er also den Einfall haben können, ihre ohnedem schon genugsamlästigen Abgaben noch mit neuen zu vermehren? — Bey den Bürgern zu Bologna fand er hierinne eine Ausnahme. Diese Stadt ist, vermöge derjenigen Freyheiten, welche ihr gleich bey ihrer ersten Unterwerfung von den Päbsten verwilligt wurden, vor allen Städten des Kirchenstaats am meisten bemittelt und daher mehr, als irgend eine, im Stande, eine derbe Finanzoperation auszuhalten. Da sie in einer fruchtbaren Gegend liegt, ein einträgliches Gewerbe treibt und der päbstlichen Kammer nicht mehr als 12000 Scudi jährlich zu entrichten hat, so sind die Ur-

sachen leicht zu begreifen, warum ihre Einwohner, gegen andere päbstliche Unterthanen gehalten, Fürsten sind. Pius bemerkte ihre politische Vollblütigkeit und hielt es für Pflicht, sie je eher je lieber davon zu befreyen. Anfänglich suchte er ihnen ein einschläferndes Opium beyzubringen, da sie aber selbiges nicht annehmen wollten, so machte er sich fertig, sie mit Gewalt zu operiren. Die großen Freyheiten, die sie hatten, hielt er für denjenigen Ort, in welchen die Hauptincision gemacht werden müsse; durch denselben hoffte er ihnen das überflüßige dicke Geblüte abzuzapfen, und, falls es gar zu zähe wäre, auszudrücken. Allein dieser Ort war äußerst empfindlich, so daß ihm jede zu rauhe Berührung Schmerzen verursachte. Als daher Pius seine Instrumente ansetzen wollte, so schrieen die armen Bologneser jämmerlich um Schonung, und da er hierauf nicht zu achten schien, um Hülfe. — Sie beriefen sich gegen ihn auf ihre im Jahre 1278 mit Nicolaus, dem 2ten, welchem sie sich freywillig unterworfen, aufgerichteten Verträge und auf die dabey geschehene Gewährleistung des Römischen Reichs. Pius nahm diese Vorstellungen nicht an, und ließ die Abgeordneten von Bologna, die sie zu thun den Auftrag hatten, nicht einmal vor sich. Dieß war eine Verachtung, welche den ehrliebenden Senat der gedachten Stadt gewaltig entrüstete. Er drohete daher, sich an den Kayserlichen Hof zu wenden und die bekannte Gerechtigkeitsliebe **Josephs**, des 2ten, um die Beschützung ihrer alten, wohlhergebrachten Privilegien anzuflehen. Ueber diese Drohung gerieth der heilige Vater vor Zorn außer sich und wollte, wie einst Petrus, mit dem

Schwerdte

Schwerdte drein schlagen. Doch als sich die Hitze ein wenig bey ihm gelegt hatte, und er die Folgen erwog, die seine Beharrlichkeit bey den Bolognesern hervorbringen könnte, so wurde er unvermuthet großmüthig, entsagte seinem Entschlusse und wollte der Welt lieber ein Beyspiel von Sanftmuth, als von Strenge geben. O wie sehr wurde er dafür von seinen Schmeichlern, (denn er hat dergleichen so gut, wie jeder andere Fürst, der Gunstbezeugungen austheilen kann,) erhoben und zunächst unter die künftigen Heiligen gestellt!

Aber damit war ihm und seiner Casse immer noch nicht geholfen. Hier war Geld nöthig, und zwar schleunig. Die Ehre des päbstlichen Stuhls beruhte drauf. Das Leben vieler Tausende hing davon ab. Es ist wahr, so oft als Pius ausfuhr, und das Volk über Hunger klagte, so streckte er seine geweihten Finger aus und segnete die hungrigen Magen. Allein diese wusten es ihnen oft schlechten Dank; ein Stück Brodt wäre ihnen lieber gewesen. Was half ihnen eine vermeynte geistliche Wohlthat, da sie das Bedürfniß einer wirklichen leiblichen so lebhaft fühlten, ohne die sie nicht vermögend waren, den Körper mit Lebenssäften zu versorgen und die Seele bey ihrer Denkungskraft zu erhalten? — Der beste Rath für den bedrängten Pius wäre, dünkt mich, gewesen, wenn er alle reiche Klöster in seinen Staaten aufgehoben und mit den Einkünften derselben sein armes Volk unterstützt und seine leeren Cassen gefüllt hätte. Er hob zwar wirklich einige auf, allein das wollte so viel nicht sagen, da er gar zu große Summen nöthig hatte, und die kleinen

sich vertheilten, ohne daß er wuste, wo sie geblieben waren. — Endlich verfiel er selbst auf ein Mittel, welches für ihn und seine Absichten ohnstreitig das leichteste und bequemste war. Er besann sich nehmlich in der Angst auf den todt da liegenden Schatz zu Loretto. Es ist bekannt, daß die daselbst in ihrem Häuslein residirende Maria *) eine unbeschreibliche Menge Kostbarkeiten besitzt, von welchen sie doch nicht den geringsten Gebrauch machen kann. Sie und das hölzerne Jesuskindlein, † † † welches sie auf den Armen trägt, haben von den andächtigen Pilgrimmen, die sie von Zeit zu Zeit besucht haben, so viele mit Gold und Edelgesteinen gestickte Kleider zum Geschenke erhalten, daß die Gemahlin des grossen Moguls und ihr Erbprinz unmöglich mit einer so ansehnlichen und prächtigen Garderobe versehen seyn können. Es liegt da unter andern eine goldene Krone von der Schwedischen Königin Christina, die allein auf 100000 Thaler geschätzt wird, und ein von der Spanischen Infantin Isabella dahin gesandtes Kleid, das 40000 Ducaten gekostet hat. Ueberdieses befinden sich da verschiedene goldene Kinder von unfruchtbargewesenen Prinzeßinnen, die sie, ihren gethanen Gelübden zufolge, nach ihrer Entbindung dahin verehrt haben. Ich sage nichts von dem übrigen Schmucke, der zu Loretto befindlich und unschätzbar ist, auch

*) Es ist dieses Häuslein eben dasjenige, in welchem die Mutter Gottes ehemals zu Nazareth gewohnt hat und welches von den Engeln (sit fides penes autorem!) über Meer und Land bis nach Loretto getragen worden ist.

auch nichts von dem baaren Gelde, womit man von Zeit zu Zeit das Kindlein und seine Mutter daselbst beschenkt hat und das vor Menge kaum gezählet werden kann. Dergleichen Nachrichten kann man getrost als schon genugsam bekannt voraussetzen, da ihrer fast in jeder italiänischen Reisebeschreibung Meldung geschiehet. Am besten mochte sie Pius wissen, der, als Oberaufseher der Lauretanischen Kirche, ohnfehlbar ein umständliches Verzeichniß von den daselbst in Verwahrung liegenden Kostbarkeiten in Händen hatte. Doch wie dem auch sey, genug er kannte diesen schönen Vorrath und suchte ihn öconomisch zu benutzen. Er hatte auch Recht, es zu thun. Ich gebe ihm hierinne vollkommen Beyfall. Was soll hölzernen Bildern ein so großer Schatz, da der fleischerne Statthalter Christi, mit Schulden beladen, dessen so äußerst bedürftig ist? — Pius nahm also, wie man versichert, einen Theil dieser bisher noch ungebrauchten Kostbarkeiten hinweg, und suchte sich damit zu helfen, so gut er konnte. Er entlehnte ihn aber eigentlich nur, und gab der Mutter Gottes dafür die Versicherung, daß er ihr, wenn die Zeiten wieder einmal günstiger würden, (vielleicht wenn seine Mißionarien in Indien glücklich sind und den Kayser von China bekehren) alles dankbar wieder erstatten und es ihr inzwischen landüblich verzinsen wolle. Hiermit war sie auch zufrieden; wenigstens wird Niemand gehört haben, daß sie dawider Einwendungen gemacht hätte. Sollte sie ja in dieser Angelegenheit, wovon mir aber nichts wissend ist,) einem ihrer Priester in Loretto erschienen seyn und ihm dieses und jenes hierüber ins Ohr geflüstert haben, so bliebe es, wie mich dünkt, immer noch

zweifelhaft, was sie eigentlich dazu veranlaßt hätte. Denn so viel, glaube ich, konnte sie sich, so zu sagen, an den Fingern abzählen, daß der schlaue Pius seinen einmal gefaßten Entschluß deßwegen nicht ändern würde, und dieses um destoweniger, da es ihn noch dazu verdrüßen konnte, daß sie nicht ihn, sondern einen andern, der nicht, wie er, die Ehre hatte, das Haupt der Kirche zu seyn, ihrer Vertraulichkeit gewürdiget.

## Drittes Kapitel.

### Kriegswesen.

Petrus und seine Mitapostel hatten nicht mehr, als 2 Schwerdter, welches beyläufig von päbstlicher Seite, nach einer gesunden Hermenevtik, oder vielmehr durch eine glückliche Allegorie, also gedeutet wird: Das eine Schwerdt zeigt an, daß der Pabst alle Gewalt im Geistlichen besitze, und das andere giebt zu erkennen, daß er im Weltlichen Macht habe, Kaysern und Königen und aller Obrigkeit zu gebieten. Nichts ist sinnreicher, als diese Deutung. Ich will mich aber nicht dabey aufhalten.

Bekanntermaaßen war Petrus, seiner Profeßion nach, ein ehrlicher Fischer, der sich nicht allzuwohl auf die Kunst verstund, das Schwerdt zu führen. Man kann dieses mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit aus seinem an Malchus gethanen Fehlhiebe abnehmen, da er, an statt den Hals zu treffen, das Ohr traf. Nach diesem miß-

mißlungenen Versuche lieset man nicht, daß er das Schwerdt, das er mit Beschämung einstecken muste, jemals wieder aus der Scheide gezogen hätte.

Seine vorgeblichen Nachfolger, die Päbste, haben im Fechten keine größere Geschicklichkeit bewiesen. Einige unter ihnen, wie z. B. Julius, der 2te, hielten zwar ein ansehnliches Kriegsheer und zogen geharnischt und zu Pferde vor demselben her. Aber, da das Kommandiren nicht so ihre Sache war, als das Konsecriren, so erlangten sie wenig Ruhm mit ihren Waffen, und lernten am Ende einsehen, daß es ihnen weit zuträglicher wäre, das Reich des Aberglaubens zu vergrößern, als die Grenzen ihres Kirchenstaates zu erweitern.

Es scheinet, als wenn aus dieser Ueberzeugung seitdem ein Grundsatz der päbstlichen Regierung geworden wäre. Noch bis dato besteht das ganze Kriegsheer des Pabstes nur aus einigen Regimentern Landtruppen, die größtentheils zur Besatzung der Städte und Festungen gebraucht werden, und aus einigen wenigen Galeeren, die in dem Hafen zu Civita Vechia kreuzen und denselben, aus Furcht vor den Angriffen der Seeräuber, selten aus dem Gesichte verlieren.

Um indessen diesen Landtruppen, ohngefähr 5000 Mann an der Zahl, ein kriegerisches Ansehen zu geben, hat sie bereits Clemens, der 14te, der Vorfahr des jezzigen Pabstes, nach Preußischer Art, montiren lassen. Sie tragen sich also blau, haben ihr Seitengewehr, ihre Flinten und Kanonen, wie andere Soldaten; aber

daß

daß sie, bey Regenwetter, mit Paraplûs exerciren sollten, ist eine schändliche Lügen, die Niemand anders, als ein Ketzer erdacht haben kann, und wofür ich hiermit das wahrheitliebende Publicum wohlmeynend gewarnt haben will. — —

Ueberdieses unterhält der Pabst einige hundert Mann Sbirren, die ihm, ob sie gleich nur Schergen-Charakter haben, doch eben so gute Dienste thun, als seine regulären Truppen. Von ihrer Tapferkeit will ich im 5ten Kapitel ein Pröbchen anführen.

Seinen Galeeren, deren gemeiniglich 6 sind, fehlt es bisweilen auch nicht an Muthe, besonders wenn sie sehen, daß sie den Feind, an Zahl der Schiffe und Mannschaft, übertreffen. So haben sie, z. B. im Jahre 1781. unter Kommando des Ritters Rocchi, an hellem Tage, auf der Höhe von Spiaggia, eine barbarische Galeotte mit 22 Mann erobert. — Mehr war es nicht, was ich von dem päbstlichen Kriegswesen zu sagen wuste.

---

# Viertes Kapitel.

## Kirchen= und Mönchswesen.

Auch hier werde ich nicht sehr weitläuftig werden dürfen, da sich in Rom noch so ziemlich alles, in Ansehung der Kirche und der Kirchenzucht, auf dem alten Fuße befindet. Man stiftet daselbst Orden und weiht Rosenkränze, canonisirt und inquirirt, benedeyt und maledeyt, nach wie vor.

Es sind ohngefähr 4 Jahre, da der Pabst einen neuen Orden errichtete, dessen Mitglieder den Namen erhielten: Die Väter der Buße. Diese stehen den Sterbenden bey, gehen barfuß und tragen einen Rock von sehr groben Tuche, welchen sie niemals wechseln, außer wenn sie nöthig finden, ihn auszuschütteln.

Ob der Pabst noch Rosenkränze weihe? — Freylich! Und das trotz unsern erleuchteten Zeiten. — Als er vor einigen Jahren in Wien war, so konnte er deren für die Liefhebbers, wie die Holländer reden, oder für die daselbst auf ihn wartenden und ob seiner Erscheinung sich freuenden Seelen nicht genug verfertigen: Und wäre es ihm nicht so trefflich von der Hand gegangen, so hätten viele seiner Gläubigen dieses geistlichen Trostes entbehren müssen. — Es ist nicht zu leugnen, daß ein sehr starker Glaube dazu gehöre, sich einzubilden, daß man auf Holz Ablaß ertheilen könne; indessen ist dieser Glaube einmal da, und da er gewisser-

maaßen

maaßen unter die Stützen des päbstlichen Ansehens zu zählen ist, so kann ihn auch kein ächter Pabst so leicht sinken lassen, sondern muß ihn bestmöglichst aufrechts zu erhalten suchen, was auch die ketzerische Vernunft, durch die heilige Schrift bekräftiget, dawider einwenden mag. — Viele auswärtige Stadt- und Landpriester verschrieben sich damals von Wien aus mit großen Unkosten Kreuze, auf welche ein Ablaß in der Sterbestunde vom Pabste gegeben war, und nicht wenig Mönche fanden bey dieser Gelegenheit ein herrliches Mittel, ihren Eigennutz zu befriedigen, indem sie die Zahl dieser gesegneten Rosenkränze, unter dem Vorwande einer geistlichen Tröstung, vervielfältigten, und so zu sagen, ins Unendliche ausdehnten. — Er selbst, der Pabst, gab in Wien auf dem Hofe von dem Balcon herab einer unzählbaren Menge, die sich zu dem Ende versammelt hatte, nicht nur die Benediction, welches noch hätte hingehen mögen, sondern auch einen vollkommenen Ablaß auf acht Tage. Dieser wurde in lateinischer Sprache abgelesen und der Zettel über den Balcon herabgeworfen. — Das Volk lief ganz unsinnig nach diesem geistlichen Schauspiele, kam zum Theil ganzer 60 Meilen weit aus der Fremde darnach, versäumte seine Geschäfte, ja, zerbrach sich Hände und Beine darüber und kehrte zuletzt, freudig und in seinem Aberglauben gestärkt, in seine Wohnungen zurück. — Nächst den Rosenkränzen weihet der Pabst auch Windeln. Als der jetzige Dauphin geboren wurde, schickte Pius einen vornehmen Prälaten nach Paris, der die von ihm geweihten Windeln der Königin überbringen muste. Diese Verrichtung kann man ihm, dünkt mich,

immer lassen, da sie seiner Würde eben nicht unanständig ist. Ich für meine Person halte das Weihen der Windeln immer für besser, als das Waschen.

Daß man in Rom noch Heilige canonisire, hat ebenfalls seine Richtigkeit, und es fehlt mir nicht an neuern Beyspielen, die es bestätigen. Im Jahre 1784. wurden auf einmal 5 Canonisationsbreven bekannt gemacht. Die darinne zu Heiligen declarirten Subjecte waren: 1) Jeremias, nicht der Prophet, sondern ein Priester dieses Namens aus dem Prediger-Orden; 2) Alan von Salaminiak, von dem Orden der Barmherzigen; 3) Joh. Mar. Baptista Solinani, von eben dem Orden; 4) Clara von Rimini, eine Clarisser-Nonne und 5) der Canonicus Joh. Baptista de Roßi. Diese wurden samt und sonders von Pius, dem 6ten, in die zahlreiche Versammlung der Heiligen, denen die vorigen Päbste bereits das Sitz- und Stimm-Recht im Himmel ertheilet hatten, aufgenommen, ihre Namen in die Litaneyen eingetragen und ihnen gewisse Festtage gewidmet, die zu feyren dem Volke ernstlich anbefohlen wurden. — Wegen Palafox sind die Nachrichten noch zweifelhaft. Meines Wissens sitzt er noch immer auf der Expectantenbank und lauret, ob ihm der mitleidige Pius die Pforte der Heiligen noch öffnen werde. Daß es sich mit seiner Seligsprechung so lange verzogen hat, daran ist Niemand anders, als der Advocat des Teufels Schuld. Dieser Unhold, der allemal Erlaubniß erhält, seine Meynung zu sagen, so oft über die Würdigkeit eines Canonisations-Candidaten gerathschlagt wird, hat wider den ehrlichen

Pa-

Palafox die Einwendung gemacht, er könne darum nicht seliggesprochen werden, weil er Schulden hinterlassen habe. Seltsame Einwendung! In der That, wenn das ist, so werden heut zu Tage wenig Menschen in den Himmel kommen. Und der heilige Vater selbst — sollte so etwas nicht einmal mit anhören. Allein die Ursache, warum der Teufel diesen Advocaten, wie mehrere seines gleichen, angestiftet, eine Lügen zu sagen, war, dem Verlaut nach, diese, daß der gute Palafox ein abgesagter Feind der Jesuiten gewesen war und dieselben bey der Welt guten Theils um ihren Credit gebracht hatte. — Daß doch der Teufel immer, wenn etwas Gutes im Werke ist, mit im Spiele seyn muß!

In Ansehung der heiligen Inquisition dienet zur Nachricht, daß sie zwar in Rom niemals so strenge gehandhabet werde, als z. B. in Spanien und Portugal, daß sie aber dennoch zuweilen — selbst in unsern erleuchteten Zeiten! — ein andächtiges Auto da Fe daselbst zu halten pflege. Wenn sie auch gleich einige Jahre öffentlich ruht und beynahe vergessen zu seyn scheinet, so höret sie deßwegen doch nicht auf, den Menschen insgeheim aufzulauren, um sie zu unglücklichen Opfern ihrer unmenschlichlichen Gerechtigkeit zu machen. Ein Schreiben aus Rom vom 8ten April 1787. enthält unter andern folgende Nachricht: „Am Sonntage Morgen sahe das Publicum zu seinem Erstaunen und Verwunderung eines der gewöhnlichen Schauspiele des Tribunals drr Inquisition wieder erneuert. Sechs Unglückliche, deren Verbrechen in Gotteslästerungen bestehen sollte, wurden auf ein an der Thüre der Kirche

della Minerva erbautes Gerüst gestellt, mit brennenden Wachslichtern in den Händen, so lange bis die von einem Dominicaner Mönch gehaltene Messe geendigt war. Alsdann wurden sie auf die Galeeren gebracht.“ —

Wieviel der Pabst noch bis jetzt auf das Segnen, (eine Ceremonie, die mit den beyden ausgestreckten Vorder-Fingern der rechten Hand verrichtet wird,) Weihen und Benedeyen halte, ist männiglich bekannt, und die Beyspiele, die ich zuvor hiervon angeführt habe, liegen jedermann vor Augen. Gleiche Bewandtniß hat es mit seinem Vermaledeyen, das, ungeachtet der Erleuchtung und Menschenliebe, deren sich unsere Zeiten, selbst mitten im Pabstthume, rühmen, noch immer unverändert fortgetrieben wird, nur mit dem Unterschiede, daß man itzt öffentlich nicht mehr soviel Wesens davon macht, als ehedessen. Gleichwohl gilt die berüchtigte Bulle in coena Domini noch immer am Römischen Hofe und wird alle grüne Donnerstage von neuem abgelesen. In derselben werden alle Ketzer und zwar namentlich die Lutheraner und Calvinisten, und nebst ihnen auch diejenigen, welche sich nicht bemühen, sie auszurotten — (o mit welchem Rechte hat nicht also Joseph diese abscheuliche Bulle aus den Missalbüchern seiner Kirchen herausreissen lassen! — ) verwünscht und verflucht und dem Satan zur ewigen Peinigung übergeben. —

Was die Klöster anbetrift, so hat zwar Pius deren einige, als z. B. das zu St. Salvator in Bononien, ingleichen das Benedictiner-Kloster zu Spello,

aus öconomischen Absichten aufgehoben, allein die meisten befinden sich noch wirklich in ihrem völligen statu quo und werden darinne auch wohl ohnstreitig bleiben. Denn es läßt sich, meines Erachtens, gar nicht vermuthen, daß der Pabst die Mönche, welche die vornehmsten Stützen seines Stuhls sind und ihm beßre Dienste leisten, als einem weltlichen Monarchen das zahlreichste Kriegsheer jemals, ohne den äußersten Zwang, abschaffen und gänzlich aufheben werde.

Gern möchte ich meine Leser mit recht vielen und schönen Anecdoten von der Verbesserung der Römischen Kirchenzucht unterhalten, allein ich muß gestehen, daß mir deren nur äußerstwenige zu Ohren gekommen sind. Daß die galanten Frauenzimmer dem öffentlichen Gottesdienste nicht mit Hüten oder hohen Federbüschen, oder sonst in einem comödiantenmäßigen Anzuge beywohnen dürfen, ist ohne Zweifel eine der besten und denkwürdigsten. Hierbey erinnere ich mich eines kleinen Vorfalls, der sich vor einigen Jahren in Rom mit einer Hofdame der Herzogin von Gloucester zutrug. Diese wollte sich, mit einem großen englischen Hute bedeckt, in der berühmten St. Peterskirche umsehen. Ein alter Priester, der sie gewahr wurde, warnte sie, den Hut abzulegen oder aus der Kirche zu gehen. Da sie aber kein Italiänisch verstund, so machte sie keine Mine, weder das eine noch das andere zu thun. Hierüber, als über eine Verachtung seiner Worte und des päbstlichen Befehls, aufgebracht, riß ihr der Priester den ärgerlichen Hut mit Gewalt von den Haaren und nöthigte sie dadurch, die Kirche mit Schaam und Verdruß

druß zu verlassen. Nun beklagte sich zwar der Herzog von Gloucester deßwegen bey dem Pabste, erhielt aber zur Antwort: „Der Eifer des Priesters war übertrieben, aber es war doch ein Eifer für meine Befehle.“ Unterdessen wurde der Priester gleichwohl, blos zur Besänftigung des Herzogs, mit einigen Stunden Arrest bestraft. —

O daß doch der Pabst noch andere große Mißbräuche abschaffte, noch andere gute und seit Jahrhunderten verloren gegangene Gewohnheiten wieder herstellte! — Möchte er doch den Bettlern verbieten, während des Gottesdienstes in den Kirchen herum zu laufen und Allmosen zu fodern! — Möchte er doch die einfältigen Andächteleyen mit den Paternostern, Ave-Marien und Rosenkränzen nicht mehr begünstigen! — Möchte er doch den Priestern anbefehlen, anstatt von den Legenden der Heiligen, von Gottes Worte zu predigen! — Möchte er doch das häufige Meßlesen — wenigstens einschränken, und dafür mit dem gemeinen blinden und unwissenden Volke durch geschickte Lehrer katechetische Prüfungen anstellen lassen! — Möchte er doch endlich einsehen lernen, daß er im Grunde weiter nichts sey, als ein bloser Bischoff, der andern Bischöffen nichts zu befehlen hat, daß es sich nicht für ihn schicke, ein weltlicher Fürst zu seyn, daß Christus ihn nicht zum Statthalter brauche, daß die Kirche, außer jenem, kein Oberhaupt bedürfe! — — Doch schweigt, ihr kühnen frommen Wünsche! So aufgeklärt auch unsre Zeiten sind oder seyn wollen, so sind sie doch noch lange

nicht diejenigen, in welchen sich eure Erfüllung mit Grunde der Wahrheit hoffen läßt.

## Fünftes Kapitel.

### Polizey- und Sittenverbesserungen.

Diese übertreffen alles, was ich von diesem geistlichen Staate bisher ruhmwürdiges angemerkt habe. Unbeschreiblich und unglaublich ist es, was, besonders in Rom, für edle Sitten und Gewohnheiten im Schwange gehen, und welche Mühe man daselbst anwendet, der Bosheit Einhalt zu thun und sie gleichsam in ihrer Geburt zu ersticken. Aber wie läßt sich dieses von einem Orte, in welchem der Mittelpunct der christlichen Kirche und der Sitz ihres ehrwürdigen Oberhaupts ist, auch anders denken? —

Man kann mit Wahrheit sagen, daß in demselben Beeinträchtigung, Gewaltthätigkeit, Empörungssucht, Ueppigkeit, Schwelgerey, Faulheit, Armuth, Diebstahl, Mordsucht und andere dergleichen Tugenden und gute Eigenschaften beynahe bis zur höchsten Vollkommenheit gestiegen sind. „Hier, schrieb man vor einigen Jahren aus Rom, hier herrschen Geldmangel und Mißvergnügen, und sieht man fast täglich Pasquille erscheinen.“ — Pasquille wider den heiligen Vater? O Zeiten! o Sitten! — „Die neue Eheverordnung ist es, die dem Römischen Hofe am empfindlichsten fällt. Man rechnet hier, daß dergleichen Zahlungen ehedem

aus

aus einem einzigen Lande alle Jahre ohngefähr 500000 Scudi eingetragen hatten; ein starker Abbruch für das hiesige Publicum, welches meistens aus Geistlichen und Mönchen, Advocaten, Procuratoren, Agenten, Notarien und Protonotarien besteht, die auf keine andere Einnahme, als die auf Prozessen, Bullen, Breven und dergleichen rechnen können."

Man rühmet hiernächst den päbstlichen Beamten und Zollbedienten nach, daß sie sich sehr wohl auf die Kunst verstehen, mit Geld, Getrayde, Mehl und andern Lebensmitteln zu wuchern und den armen Unterthanen die ihnen von dem Pabste aufgelegten Lasten noch unerträglicher zu machen. Da nun zugleich auf dem Lande der vernachläßigte Ackerbau immer in eben dem Grade fortdauret, als der übertriebene Luxus in den Städten, was ist es Wunder, daß die Einwohner zuletzt in die tiefste Armuth herabsinken und in die heftigsten Ausschweifungen gerathen?

Zu Velletri im Kirchenstaate entstund im vorigen Jahre ein Volksaufruhr, wobey an 2000 Mißvergnügte sich zusammenrotteten, und den Pächtern, Monopolisten und Zolleinnehmern mit Gewalt und Feuer droheten. Sie ließen sich indessen durch den Bischoff und andere angesehene Personen mit dem Versprechen besänftigen, daß der Pabst auf seiner Rückreise von Terracina durch diese Stadt kommen werde, wo sie ihm dann ihre Beschwerden vorbringen könnten. Dieß geschah auch, und Se. Heiligkeit ward zu Velletri von lärmenden Haufen umringt, die von allen Seiten Bittschriften zuwarfen, und sich sehr ungestüm bezeugten.

 Der

Der Pabst nahm indessen die Bittschriften an, und versprach zugleich Abhülfe von den Beschwerden. —

Einige Zeit zuvor hatte er gleiches Versprechen (dessen Erfüllung ich aber eben so wenig versichern kann, als die des vorerwähnten,) den Bürgern zu Cesena, seiner Vaterstadt, gethan, welche, als er einige Tage bey ihnen verweilte, sich dieser Gelegenheit bedienten, ihm die durch den Wucher verursachte große Theurung des Getraydes und schlechte Beschaffenheit des Brodtes in einer Bittschrift vorzustellen. Diese war mit einem Brodte begleitet, um den Pabst durch den Augenschein zu überzeugen, und derselbe erschrack vor dem elenden Brodte so sehr, daß er auch das heilige Kreuz davor machte. — Nicht minder groß ist der Brodtmangel in Rom. Doch davon habe ich bereits oben geredet, und mich dünkt, die Ursache, warum der heilige Vater seine Unterthanen so hungern lasse, sey leicht zu errathen. Er kennt die Schädlichkeit des Reichthums und sucht daher, indem er ihnen denselben entzieht, das Heil ihrer Seele zu befördern. Unterdessen wirkt seine gute Absicht bey den meisten offenbar das Gegentheil. „Mit der Armuth; hieß es im vorigen Jahre in einer öffentlichen aus Rom geschriebenen Nachricht, nimmt hier die Raub- und Mordsucht so sehr überhand, daß man auf auf Straßen und Gassen auch bey hellem Tage seines Lebens nicht mehr sicher ist. Am 24sten Junius zählte man schon 25 Mordthaten, die sich in diesem Monate in der Stadt eräugnet hatten. In der Nacht vom 22sten besagten Monats wurden auf der Straße von Civita Vecchia nach Rom 5 Juden von einer Räuberbande

an-

angefallen, bis auf das Hemde beraubt und dann an die Bäume gebunden, wo man sie den folgenden Tag noch lebend antraf.“ Kurz zuvor hatte sich eine Räuberbande, deren Anführer Rinaldini hieß, des Schlosses Montebello bemächtigt, den Besitzer vertrieben und darinne, der Gerechtigkeit zum Trotze, den Herrn gespielt. Der Pabst schickte, unter Anführung eines andern Banditen, mit Namen Zulini, seine Sbirren aus, die den Rinaldini, der nur 6 Mann bey sich hatte, wieder verjagen sollten. Allein die guten Sbirren hatten zum Unglück das Herz zu Hause gelassen. Sie getrauten sich also nicht, die Thüren des Schlosses einzusprengen und die Räuber in den Zimmern desselben aufzusuchen. Was thaten sie dagegen? Sie hielten das Schloß bloquirt und laureten, bis die Räuber für gut befinden würden, von selbst herauszukommen. Da ihnen nun aber inzwischen die Zeit zu lang wurde, faßten sie den heroischen Vorsatz, aus diesem prächtigen Gebäude ein zweytes Troja zu machen. Sie legten Feuer daran und verbrannten mit demselben alles, was darinne anzutreffen war, nur die Räuber nicht. Diese nahmen, von mehr als 200 Sbirren verfolgt, die Flucht und sprangen in ein kleines schlechtverwahrtes Haus, aus welchem sie sich gegen ihre Feinde tapfer vertheidigten und viele derselben erlegten. In der Nacht, als sich die durch so viele Strapazen ermüdeten Sbirren zurückgezogen und zur Ruhe begeben hatten, machte der wachsame Rinaldini mit seinen muntern Spießgesellen im Hintertheile des Hauses eine Oeffnung und entwischte. Man entdeckte zwar seine Flucht und verfolgte ihn, allein er schoß wacker unter die ihm Nachsetzenden, und tödtete

noch verschiedene derselben, ohne daß sie ihm das mindeste anhaben konnten. Hierauf kehrten die Sbirren, mit ihrer Tapferkeit zufrieden, nach Rom zurück. Allein dem Besitzer des Schlosses, dem Grafen von Carpegna, wollte diese That nicht sowohl gefallen. Er beschwerte sich vielmehr darüber bey dem Pabste und brachte bey demselben wider den Anführer der Sbirren, der die Anzündung seines Schlosses befohlen hatte, eine förmliche Klage an. In dieser drang er — auf einen Ersatz? — Der war nicht zu hoffen; denn wer konnte einen Schaden ersetzen, der unersetzlich und in neuern Zeiten ohne Beyspiel war? — Man denke nur, ein so herrliches Schloß, dessen ganzes weitläuftiges Dach von Kupfer war und Rinnen von eben dem Metalle hatte, in demselben viele auf das kostbarste ausmöblirte Zimmer, eine unschätzbare Gemählde-Sammlung von den berühmtesten Meistern, darunter sich Stücke von Raphael, Michael Angelo, u. a. großen Künstlern befanden, das Archiv, die zahlreiche Bibliothek; alles das war ein Raub der zur Bezwingung von 6 ohnmächtigen Räubern angelegten Flammen geworden, wozu ein sehr überlegenes Corps von Truppen die Zuflucht genommen hatte, blos weil es zu feigherzig gewesen war, einen Angriff zu wagen! — Welch ein Verlust! Wie schimpflich für den Muth der neuern Römer! Und wieviel zu wichtig, als daß eine Wiedererstattung möglich gewesen wäre? Worauf drang der arme Graf also denn? — Auf die Abstrafung des päbstlichen Anführers? — Ohnstreitig! Worauf konnte er sonst dringen? Denn der Pabst stund ihm hier vor keinem Schaden; er hatte das Feuer-Anlegen

gen ja nicht befohlen, und daß es seinen Truppen an Muthe gebrach, war ihm auch nicht beyzumessen. — Der Lieutenant Piccoli, welcher die Sbirren angeführt und zur Verwüstung des Schlosses aufgemuntert hatte, wurde also abgestraft. Wie? Das weis ich nicht. Vielleicht bekam er auf einige Tage Stuben-Arrest, oder muste eine Woche lang auf der Hauptwache sitzen. Wenn ich ihn hätte bestrafen sollen, so hätte ich ihn mit samt seinen Sbirren ein ganzes Jahr an die Pontinischen Sümpfe geschickt und zur Austrocknung derselben Erde zufahren lassen.

Ich will, um das Papier zu ersparen, keine einzelnen Raubereyen und Mordthaten weiter anführen. Es ist genug, wenn ich zur Ehre der päbstlichen Polizey überhaupt versichere, daß Niemand besser, als sie, die bekannte Regel unserer Zeiten beobachte: „Man muß sich vor allen Dingen der Toleranz und Menschenliebe befleißigen.“ Es werden ohngefähr 2 Jahre seyn, da man aus Rom folgendes meldete: „Seit dem Regierungsantritte Pius, des 6ten, sind „in dieser Hauptstadt 22000 Mordthaten begangen worden.“ Kann etwas rühmlichers von Rom und der dasigen Regierung gesagt werden? — Ebendaselbst übt man obgedachte Regel, so wie an mehrern Orten, auch gegen die Klasse der galanten Verbrecher aus.

Man behauptet, daß es in Rom vor den Augen und gewissermaaßen unter dem Schutze des Pabsts öffentliche Bordelle gebe. Er, der größte Freund der Keuschheit, der Bräutigam der Kirche, wie sich

viele seiner Vorfahren genennt haben, läßt geschehen — doch wer kann den zügellosen Haufen vnn Wollüstlingen steuren, davon sich ein großer Theil zu einem ehelosen Leben wider seinen Willen hat verpflichten müssen? — Ohne Zweifel erhält dadurch die eheliche Treue destomehr Sicherheit. — Es wäre zu wünschen, aber, wie man hört, so wird sie nirgends mehr gemißhandelt, als in Rom. Ein Glück ist es noch hierbey, besonders für die Männer, die von Natur eifersüchtig sind, wenn sie sich bey Zeiten in diesem Stücke selbst überwinden lernen. Außerdem laufen sie gewiß Gefahr, ein Succeßions-Pülverchen zu erhalten oder auf eine andere Art aus dem Wege geräumt zu werden. Bisweilen rächen sich aber auch die beleidigten Männer, sowohl an ihren treulosen Gattinnen, als auch an ihren muthwilligen Nebenbuhlern. So fand man vor einigen Jahren in dem Hofe eines Hauses, welches dem Römischen ehemaligen Seminarium gegen über lieget, in einem Sacke den Rumpf eines menschlichen Körpers, von dem man auf die grausamste Art alle Glieder abgeschnitten und abgerissen hatte. Der Urheber dieser abscheuligen That konnte nicht entdeckt werden, so viel Mühe man sich auch wirklich gab, ihn ausfindig zu machen. Wahrscheinlicher Weise ist er dazu durch eine Galanterie seiner Gattin verleitet worden; denn auf dem Sacke war ein Zettel mit den Worten befestiget: Sciat adulter!

Zum Schlusse dieses Kapitels will ich den denkwürdigen Vers des alten Baptista Mantuanus anführen, welchen er bey seinem Abschiede aus dieser

Haupt-

Hauptstadt der Christenheit niedergeschrieben hat. Jeder daselbst gewesene aufmerksame Beobachter wird gestehen müssen, daß er auf diesen Ort noch eben so passe, als wenn er, nicht vor 200 Jahren, sondern erst jetzo darauf verfertigt worden wäre. So lautet derselbe:

Roma vale, vidi: ſatis eſt vidiſſe: revertar,
Cum leno aut meretrix, ſcurra, cinaedus ero.

## Sechstes Kapitel.

### Einige besondere Anecdoten, Se. itztregierende päbstliche Heiligkeit betreffend.

Man kann nicht leugnen, daß der jetzige Pabst einer der besten sey, die jemals auf dem Römischen Stuhle gesessen haben.

Er ist, wenn auch selbst kein großer Gelehrter, doch ein großer Liebhaber derselben, hat übrigens Geschmack und schützet die Künste.

Er kann nicht leiden, daß sich die Geistlichen so weltlich aufführen, wie es leider itzt überall Mode werden will. Er ließ ihnen daher vor einigen Jahren verbieten, gefärbte Kleider zu tragen, mit gekrausten Haaren zu erscheinen, die Kaffeehäuser zu besuchen und in der Karte zu spielen. — Ob er hieran Recht gethan habe? — Ich glaube es, allein ich vermuthe auch, daß wenig Geistliche in L—n und B—n in diesem Puncte mit ihm zufrieden seyn werden.

Noch

Noch ein guter Zug von Pius, in Ansehung der Geistlichen, ist dieser, daß er einstens eine Verordnung herausgegeben hat, nach welcher alle diejenigen, welche das Bekenntniß ihres Unvermögens, die Pflichten ihres Standes länger zu erfüllen, dem Römischen Stuhle ablegen würden, von ihm die Befreyung dieser ihnen zu schweren Bürde erhalten sollten. — Wenn es hierbey, wie ich aus christlicher Liebe hoffe, sein Ernst gewesen ist, so hat er eingesehen, daß ein jedweder, von welchem der geistliche Stand Vortheil und Ehre haben soll, sowohl in der Wahl, als in der Beybehaltung desselben völlig frey seyn müsse. Jeder hierbey vorkommende Zwang ist eben so ungerecht, als er schädlich ist, und man hat Ursache, ihn für die erste und vornehmste Quelle zu halten, aus welcher öffentliche Aergernisse fließen. — Möchten doch unter den Protestanten diejenigen Prediger, die keinen Beruf bey sich verspüren, Geistliche zu seyn und die, ihren Grundsätzen nach, eher für Spötter, als für Vertheidiger der Religion zu halten sind, ebenfalls hervortreten, und ihr Unvermögen, länger in einem, ihren Leidenschaften so wenig angemessenen, Stande zu bleiben, aufrichtig anzeigen! Ich bin gewiß versichert, die Consistoria würden ihnen nicht das mindeste Hinderniß in den Weg legen, und das geistliche Lehramt — würde bey ihrem Verluste gewinnen. — Ich komme wieder auf den ehrwürdigen Braschi.

Dieser Pabst gehöret im Uebrigen zu den Eiferern seiner Kirche. Schon als Cardinal gab er hiervon Beweise, die öfters auffallend waren. Man erzäh-

zählet von ihm, daß, so bald er einen Protestanten in eine Gesellschaft eintreten sahe, er sie gleich mit Merkmalen eines Unwillens verließ. Als Pabst wich er von dieser Strenge zwar in etwas ab, doch vergab er seinem päbstlichen Ansehen dabey nichts. Die Geschichte mit dem Febronius habe ich bereits angeführt. Seiner Reise nach Wien und der Bewegungsgründe zu derselben habe ich auch schon gedacht. Ueberall erblickt man Spuren seines großen Eifers für die Römische Kirche und ihre vermeyntlichen Rechte. Von seiner Duldsamkeit und Nachsicht gegen andere Glaubensgenossen kann man sich schon daraus keine sonderliche Vorstellung machen, daß er, nach der von ihm bekannten Anecdote, den katholischen Bischoff Hervey, der ihn einstens dazu zu bewegen suchte, kaltsinnig zurückwies und die von ihm vorgebrachten Gründe keiner Aufmerksamkeit würdigte. Mit einem Worte, Braschi ist in diesem Stücke, so wie in mehrern, kein Ganganelli. Wir Protestanten dürfen also nicht erwarten, daß er sich uns, auch nur um einen Schritt, nähern werde. Wir sollen zu ihm kommen, will er haben. —

Ganz gewiß würde ich hier aufhören, von ihm zu reden, wenn ich nicht noch ein Wort von seiner Uneigennützigkeit und Gerechtigkeitsliebe zu sagen hätte! — Der fatale Leprische Prozeß! — Wollte der Himmel, die Welt hätte nichts davon erfahren! Niemand würde daran gezweifelt haben, daß Pius ohne Ansehen der Person richtete, und den Geiz, diese Wurzel alles Uebels — Dem sey, wie ihm wolle, wenn er es auch gleich seines Nepoten wegen gethan hat. Er

hätte

hätte diese Schenkung doch nicht annehmen sollen. Man denke nur einmal, eine Schenkung, die von Seiten des Gebers zum Nachtheile armer Anverwandten, und noch dazu gerade zu einer Zeit geschahe, wo er wider sie durch Verhetzungen äußerst aufgebracht war! — Wie konnte sich Pius entschließen, dieselbe anzunehmen? — Man sage nicht, daß Don Lepri dabey freywillig und ungezwungen gehandelt habe. Hierüber wird noch gestritten. Dringende Ueberredungen sind auch Zwang. — Kniend übergab er dem Pabste die Donations-Urkunde. — Das thut nichts zur Sache; er kann deßwegen doch ein böses Herz dabey gehabt haben. — Noch mehr! Der Pabst wurde über diese seltene Handlung innig gerührt. — Das glaube ich! Es sollte mich nicht weniger rühren, wenn mir jemand eine so große Summe schenkte. Unterdessen möchte ich doch nichts haben, was Andern mit mehrerm Rechte gehörte. — Aber vielleicht hat der Pabst nichts von den Umständen gewust, welche diese Schenkung so sehr verdächtig machen? — O ja! Allerdings wuste er davon. Ihm war mehr, als zu gut bekannt, daß Lepri seinen Verwandten durch diesen Schritt Unrecht gethan, aber noch vor seinem Ende denselben bereut und die Schenkung wiederrufen hatte. Man lese nur das Testament, welches die rechtmäßigen Erben dieses Mannes nach seinem Tode in Druck gegeben haben; man lese es, sage ich, und urtheile. Es heißt darinne unter andern:

„Ich erkläre erstlich, daß, wenn ich Anfangs den Maltheser-Orden in dem ersten Testamente vom

12ten November 1772. zu meinem Universal-Erben eingesetzt, dabey aber ein Legat von 20000 Scudi für Se. Heiligkeit, den regierenden Pabst, und ein anderes für seinen Neffen, Don Luigi Onesti Braschi, bestimmt habe; daß, wenn ich ferner nachher letztern durch ein anderes Testament vom 10. December 1782. zu meinem Universal-Erben ernannt, endlich gar mein Vermögen durch eine Donatio inter vivos an Se. Heiligkeit übertragen, und mir nur den Fruchtgenuß, so lange ich lebe, vorbehalten habe, daß alles dieses zu einer Zeit geschehen ist, da man in mir eine heftige Erbitterung gegen mein Verwandten erregt hatte ꝛc. Und da durch solche ungerechte und böse Ränke ein Mißbrauch des Ansehens geschehen ist, weil man es so schändlich zur Unterdeückung meiner Verwandten geltend machte, und ich mich für versichert halte, daß Se. Heiligkeit aus diesem Grunde die Schenkung nicht annehmlich finden werden, so bitte ich Se. Heiligkeit wegen dieser meiner begangenen Fehler auf das demüthigste um Vergebung. Und so, wie ich überzeugt bin, daß meine übrigen Verfügungen nichtig und ungiltig sind, indem sie den götttlichen und menschlichen Rechten widerstreben, so schmeichle ich mir auch, daß Se. Heiligkeit, als der Quell der reinsten Gerechtigkeit und Billigkeit, und als der höchste Schild der Religion, nicht allein die vorige Donation in keine Erwägung ziehen, sondern vielmehr die gegenwärtige Disposition, die ich für meine nächsten Anverwandten mache, loben und preisen werde ꝛc. In der Folge, sagt der Testant, er sey zu wiederholtenmalen von einigen Advocaten genöthigt und beredet worden, verschiedene Verfü-

fügungen und Papiere zu unterschreiben rc. und setzt hinzu: „Ich erinnere mich noch, daß der sel. Monsignor Nardini (Privatsecretär des Pabsts) in mich gedrungen hat, um mich zu überreden, ein Papier zu unterschreiben, worauf noch verschiedene andere Unterschriften waren; er sagte, es geschehe auf ausdrückliches Verlangen des Pabstes, und die Schrift enthalte nichts, als die Ratification der Donation, man hat mich dieselbe aber niemals lesen lassen rc.“

Ungeachtet aller dieser auffallenden Erläuterungen, setzen die Nachrichten aus Rom hinzu, wird doch noch den rechtmäßigen Erben die Succeßion streitig gemacht. Es war der 24. März (1787.) bestimmt, diesen Proceß vorzunehmen; aber nun hat man ihn wieder bis in den Octobermonat verschoben. Die Leprischen Erben klagen darüber sehr bitter, und geben vor, es sey nur darum geschehen, damit nicht eben dieselben Richter, die schon einmal in ihrer Angelegenheit einen günstigen Spruch gefaßt haben, dieselbe wieder bekommen mögen.

Gewiß ist es allemal, daß Don Amanzio Lepri, der Testator, ein schwacher Kopf war. Sein Testament und die darinne von ihm erzählten Handlungen beweisen es zur Gnüge. Aber in dieser Schwäche liegt für den heiligen Vater doch nicht der geringste Grund, sich ihrer zu seinem Vortheile zu bedienen. Und gesetzt, er hätte auch vor Bekanntmachung des Testaments von allen den darinne angezeigten verdächtigen Umständen

keine

keine Silbe gewust, (welches aber Niemand zu behaupten sich getrauen wird,) und folglich die Rechtmäßigkeit der Donation gar nicht in Zweifel gezogen, so hätte er doch ohnstreitig nachher, da ihm darinne das ganze Gewebe der dabey gebrauchten Ränke gleichsam vor Augen gelegt worden war, da ihm selbst seine Richter alles Recht zum Besitze dieser Erbschaft abgesprochen hatten,*) da die Stimme von ganz Rom wider ihn lautete, keinen Augenblick bey sich anstehen sollen, auf diese ihm so unanständige Erbschaft auf ewig Verzicht zu thun. Allein Pius und Don Onesti Braschi, sein Neffe, konnten sich keinesweges hierzu entschließen. Vielmehr setzten sie, der wider sie gefällten richterlichen Sentenz ungeachtet, den Prozeß eifrig fort. Es ist wahr, jeden Ausländer und besonders einen solchen, der, wie ich, in einem Lande wohnet, wo in foro keine partialia vorkommen und wo alles auf das genaueste nach Urthel und Recht gehet, muß es äußerst be-

*) Das lasse ich mir gerechte und unpartheyische Richter seyn, die Muth und Uneigennützigkeit genug hatten, mitten in Rom ein Urtheil wider den Pabst abzufassen! — Bey meiner Treue, ich wüste dergleichen in meinem Vaterlande, das doch sonst viel brave Männer hat, nirgends auszufinden! — Der edelste und freymüthigste unter diesen Richtern war Herr Cäsarini, der als ein junger Abt der geistlichen Academie im Jahr 1784. von Pius VI. zur Stelle eines Auditors der Rota erhoben wurde und der dennoch nicht zum Vortheil seines Beförderers und Beschützers stimmte, sondern so, wie es sein Gewissen von ihm foderte. — O wie werth ist derselbe, allen Sachwaltern und Urtheilsverfassern zur Nachahmung vorgestellet zu werden, oder poetischer zu reden, in einem mit Lorbern umwundenen Bilde zunächst am Throne der Gerechtigkeit zu glänzen! —

befremden, daß man wider ein Definitiv-Urtheil von Seiten des Pabsts und seines Nepoten noch etwas einwenden konnte; allein die Herren Römer wunderten sich gar nicht hierüber. Sie wusten, daß dergleichen bey ihnen nichts ungewöhnliches war, und daß überhaupt der gegenwärtige Fall, auch bey der strengsten Regel, zur Ausnahme gehörte. Doch das letztere konnte allenfalls ein jeder wissen, er mechte in Deutsch- oder in Wälschland geboren seyn, weßwegen sich auch von dieser Seite Niemand zu wundern Ursache hatte. Wenig Landesherren lassen sich durch die Gesetze die Hände binden, daher, wenn sie mit ihren Unterthanen ja prozeßiren, so geschieht es blos pro forma und so, daß sie von dem Gewinne ihres Prozesses schon zum Voraus versichert sind. — Ich komme wieder auf den gegenwärtigen casum, als einen wahren casum in terminis. — Pabst und Consorten verlangten also, (und wer getraute sich, ihnen etwas abzuschlagen?) daß die Sache in 6 Monaten bey dem nehmlichen Gerichte noch einmal in Vortrag gebracht werden sollte. Bis dahin hoffte man (wie man aus Rom selbst schrieb,) durch Promotionen verschiedene der Richter, welche zum Vortheil der rechtmäßigen Erben gestimmt hatten, zu entfernen und ihre Stellen durch andere zu besetzen. Ehe aber dieser Termin nech völlig verstrichen war, so erreichte der Prozeß sein erwünschtes Ende. — Auf welche Art? — So, wie sich die meisten endigen, durch Vergleich. Die rechtmäßigen Erben sahen sich genöthigt, in Rücksicht des Pabstes, etwas aufzuopfern, und dieser war es hinwiederum sich und seiner Ehre schuldig, sich mit so guter Manier, als er konnte, aus

dem

dem Handel zu ziehen. Hierdurch kam folgender Vergleich zu Stande: „Die Verwandten des Don Amanzio Lepri werden in den Besitz der streitigen Erbschaft gesetzt, aber — erst nach 6 Jahren; unterdessen behält die Familie des Pabstes den völligen Nießbrauch dieses ansehnlichen Vermögens, das in 2 Millionen und 300000 Scudi besteht, (woraus sich die jährlichen Einkünfte schon ziemlicher maaßen werden berechnen lassen,) und darf, wegen dessen, was sie bereits davon genossen hat, auf keine Weise in Anspruch genommen werden.“ —

Ich könnte dieser Nachricht, wenn ich wollte, widersprechen und mich dabey auf eine andere berufen, in welcher bald nach jener das Gegentheil gemeldet und ausdrücklich versichert wurde, der Pabst wolle schlechterdings von keinem Vergleiche etwas hören, sondern bestehe vielmehr darauf, daß es in allem nach dem buchstäblichen Sinne des Donations-Instruments, ohne dabey auf die im Testamente angeführten verdächtigen Umstände zu achten, gehen müsse; allein ich bin weit davon entfernt, diesem schimpflichen Wiederrufe Glauben beyzumessen. Ich schätze den heiligen Character Pius, des 6ten, viel zu hoch, als daß ich mir einfallen lassen könnte, die boshaften Ausstreuungen seiner Feinde für wahr anzunehmen und die reizenden Züge, die ich von seiner moralischen Bildung bisher entworfen zu haben mir schmeichle, mit einem so häßlichen Flecken zu verunstalten.

## Neapolis und Sicilien.

Ferdinand, der dritte, ein Sohn des letztverstorbenen Königs von Spanien, der, wie bekannt, für das alte Ansehen der Römischen Kirche sehr eingenommen war, hat sich seit 10 Jahren von der päbstlichen Oberherrschaft, im Geistlichen, so wie im Weltlichen, zum Erstaunen von ganz Europa fast gänzlich losgerissen. Er fing noch eher an in seinen Reichen das Staats- und Kirchen-Wesen zu verbessern, als selbst Joseph und Leopold; nur daß er in manchen Stücken nicht so weit gegangen ist, wie diese. Vielleicht aber wird er es ihnen nunmehr, nachdem er die ernstlichen Abmahnungen seines Herrn Vaters nicht mehr zu fürchten hat, gewiß gleich, oder wohl gar noch zuvor thun. —

Schon im Jahr 1779. gab er zwey merkwürdige Verordnungen heraus, in deren ersten sämtlichen Provinzialen des Franziscaner-Ordens anbefohlen wurde, in 10 nacheinander folgenden Jahren niemanden mehr in diesen Orden aufzunehmen, bey Strafe seiner Königl. Ungnade und der Verweisung aus dem Reiche gegen die Uebertreter. Wegen der übergroßen Menge solcher Mönche, deren Namen nicht eine, sondern zehen Legionen waren, und der vielen Klöster, die man nach Tausenden berechnen muste, wurde zugleich die Verfügung getroffen, daß die Zahl der letztern heruntergesetzt und durch dieses Mittel auch die der erstern vermindert werden sollte.

In der zweyten Verordnung regulirte der König die Anwendung, die mit den Einkünften der erledigten

Biß-

Bißthümer und anderer Pfründen des Reichs, nach Anleitung der Königl. Rechte und der alten Kirchengebräuche, der reinen Disciplin und den Grundsätzen der allgemeinen Kirche gemäß, gemacht werden sollte, weil Se. Maj. mit Leidwesen gesehen hatten, daß eines der ursprünglichsten und heilsamsten Gesetze der Monarchie, zur Bewahrung der Güther und Nutzanwendungen der erledigten Kirchen, nicht beobachtet wurde. Es durften daher die Einheber, Untereinheber und Vorsteher der Nutzungen der erledigten Kirchen, welche durch die Apostolische Kammer zum Nachtheile der Rechte des Souveräns und der Diener der Kirchen eingesetzt worden waren, nicht mehr zugelassen werden. Dagegen erneuerten und erklärten Se. Maj. zum Grundgesetze des Reichs dasjenige, welches wegen der Administrationen der Kirchensachen nach dem Tode der Prälaten, in den Reichs-Constitutionen gelesen wird, ein Gesetz, das von dem Könige Roger, Stifter der Monarchie, zuerst gegeben und viele Jahrhunderte lang unverbrüchlich beobachtet worden ist u. s. f. Durch dieses Reglement verlor der päbstliche Nuncius in der Hauptstadt jährlich 1500 Ducaten, die Apostolische Kammer aber viele Tausende.

Fast zu gleicher Zeit erschien ein Königl. Decret, in welchem befohlen wurde, daß in Zukunft weder die Ordens- noch canonische Stiftsgeistliche, (von denjenigen Klöstern, welche dermalen noch nicht das Loos der Aufhebung traf,) einige Gattungen von liegenden Gütern besitzen, sondern selbige an Weltliche abtreten sollten. Was der Pabst hierüber für weite, staunende und zorn-

blitzende Augen gemacht habe, kann sich ein jeder um desto leichter vorstellen, wenn er erwägt, daß zu Rom über diesen Gegenstand ein Concordat mit dem Pabst Benedict, dem 14ten, vorhanden war, worinne der Neapolitanische Hof angelobt hatte, daß er niemals weiter an eine solche Verordnung denken wollte. Allein tempora mutantur etc.

Ungeachtet der weiten Augen, die der heilige Vater hierüber aufzusperren sich gemüßigt sahe, und ungeachtet der zornigen Blicke, die er, bey aller seiner natürlichen Gelassenheit, auf seinen ungehorsamen Sohn Ferdinand zu werfen, nicht umhin konnte, fuhr dieser gleichwohl fort, sich sowohl über die Bischöffe in seinem Reiche, als auch in Ansehung der geistlichen Beneficien eine Gewalt anzumaaßen, welche für die Rechte der Kirche, (wie man sich in Rom auszudrücken pflegt, wenn man von den Particular-Rechten des Pabstes spricht,) äußerst nachtheilig war.

Zwey Jahre drauf verbot er allen Geistlichen des Reichs, für die Administration der Sacramente, Proclamation u. s. w. Gebühren zu nehmen, und setzte die Preise von denen, die sie für andere geistliche Geschäfte empfangen, sehr herunter. Itzt darf sich also niemand mehr beklagen, daß er in diesem Stücke übertheuert würde. Es ist alles aufs billigste eingerichtet.

Durch eine andere Verordnung, die um eben dieselbe Zeit zum Vorschein kam, wurde festgesetzt, daß den piis corporibus in Zukunft durch Testamente weder liegende Gründe, noch baares Geld vermacht werden sollten, weil sie schon hinlänglich damit versehen wären.

Seit

Seit dieser Zeit wissen die meisten Beichtväter nicht, was sie mit den betagten und begüterten Wittwen, Jungfern, Hagestolzen u. s. w. vor deren Sterbebetten sie sitzen, reden sollen. Sonst konnten sie ihnen doch den Nutzen der guten Werke, die man durch geistliche Gestifte und Vermächtniße verrichtet, weitläuftig vorstellen, und ihnen eine baldige Befreyung von dem Fegefeuer versprechen, wenn sie den Schutzpatronen ihrer Kirchen oder ihrer Klöster (denn für sich verlangten die Herren Patres eigentlich nichts,) etwas ansehnliches in ihren Testamenten aussetzten. Itzt, da solche Vermächtniße verboten sind, müssen sie sich mit den Kranken blos von den magern Verdiensten der Heiligen unterhalten; eine Materie, die in Vergleichung mit der vorigen sehr trocken und bald abgehandelt ist. In einer Stunde kann man viel davon schwatzen. Das Krucifix-Küssen, die letzte Oelung, das Gebetlein in manus u. s. w. das alles kann auch über eine Stunde nicht dauren; nicht zu vergessen, daß im Zeitlichen hierbey nicht eben viel zu prosperiren ist: Man urtheile also, in was für eine Verlegenheit diese Königliche Verordnung die guten Beichtväter stürtzte.

Im Jahr 1782. wurde durch eine anderweitige Königliche Verfügung die Inquisition in dem Königreiche Sicilien, (wie es bereits in Neapel geschehen war,) gänzlich aufgehoben. Alle Verketzerungen, Verfolgungen und Mißhandlungen unschuldiger Personen und alle sogenannte Auto da Fe's, woraus sich dieses unmenschliche Gericht sonst nicht das mindeste Bedenken, ja, woraus sich selbiges vielmehr eine Pflicht und einen Ruhm machte, haben nunmehr mit demsel-

den zugleich eine vergnügte Endschaft erreicht. O möchte man doch, zur Ehre der Religion und Menschheit, im Stande seyn, das Andenken derselben auch aus allen Jahrbüchern zu vertilgen!

Endlich ließ der König im letztverwichenen Jahre dasjenige Edict, dessen Erscheinung man aus verschiedenen andern Einrichtungen schon längst vermuthet hatte und welches in der dortigen Mönchsgeschichte eine denkwürdige Epoche macht, wirklich ausgehen. Am dritten September (1788.) wurde es unter dem Schall der Pauken und Trompeten in der ganzen Stadt Neapel öffentlich bekannt gemacht. Nach demselben sind alle Mönchsorden von der Abhängigkeit ihrer Generale, oder anderer außerhalb dem Königreiche sich aufhaltenden Superioren losgesprochen, und dagegen im Geistlichen den Bischöffen, und im Weltlichen den gewöhnlichen Gerichtshöfen untergeordnet. — Zu Rom verursachte dieses Edict, ob man es gleich schon seit geraumer Zeit befürchtet hatte, eine große Bestürzung; denn der Römische Hof verlor dadurch nicht nur eine ansehnliche jährliche Einnahme, sondern es musten sich auch beynahe 700 Neapolitanische Ordensgeistliche, die sich bisher in Rom aufgehalten hatten, nach ihrem Vaterlande zurückbegeben. —

O welche empfindliche Kränkung für den guten Altvater Pius! Wer hat nicht Mitleiden mit ihm, wenn er sich seiner Drangsale erinnert? Diese musten ihm um desto tiefer zu Herzen gehen, da sie nicht von Feinden und Ketzern, sondern von Söhnen und Glaubensverwandten herkamen. Am heftigsten schmerzte ihn ohnstreitig die feste und unwandelbare Entschließung des

Kö-

Königs Ferdinand, ihn nicht mehr für seinen Lehnsherrn zu erkennen, und ihm den gewöhnlichen Zelter und Ducatenbeutel hinführo unter keinem andern Titel, als unter dem so schimpflichen eines Allmosen zu übersenden. Doch ich habe hiervon schon anderweitig geredet. Hier füge ich nur noch die Verwunderung derer hinzu, die es nicht begreifen können, daß er sich bey diesen ärgerlichen Auftritten so sehr in seiner Gewalt hatte und seinen Zorn, (eine Leidenschaft, die sich auch bisweilen der Heiligen bemächtiget,) sowohl zu mäßigen wuste. Ein anderer, sagen sie, der sich an seiner Stelle befunden hätte, würde vielleicht die väterliche Zuchtruthe in die Hand genommen, oder in der Hitze den Entschluß gefaßt haben, einige mit Drohungen angefüllte Luftbälle, oder wohl gar ein paar blitzende Bann-Rakketen steigen zu lassen. Aber so cholerischen Temperaments ist nun einmal Pius nicht. Seine große Sanftmuth ist zugleich mit vieler Klugheit verbunden. — Er kennet die Einsichten seiner Söhne in ihre Rechte. — Er kennet auch ihre Macht. — Er kennet sich selbst. — Und was ist, nach der Meynung der Moralisten, wohl besser, als die Selbsterkenntniß? —

Folgende wichtige Nachrichten von dem Königreiche Neapel werden, wie ich hoffe, meinen Lesern so wenig zuwider, als meinem bey dieser Schrift habenden Zwekke entgegen seyn. Sie sind aus dem 1sten Theile der Erdbeschreibung beyder Sicilien genommen, welche Herr Galanti ganz neuerlich herausgegeben hat und wozu ihm die Materialien auf Befehl der Regierung geliefert worden sind. „Nach der Versicherung dieses glaub-

würdigen Schriftstellers betragen die Einkünfte der Neapolitanischen Geistlichkeit 9 Millionen Ducaten, die Einkünfte des Malthe ser-Ordens 79000. und das, was jährlich an Rom gezahlet wird, 59000 Dukaten.“ (Wieviel muß denn also noch wohl für den König übrigbleiben?)

„In Neapel, berichtet Herr Galanti, sind 1800 und in den Provinzen 4500 adliche Familien. Die Tribunäle mit dem, was davon abhängig ist, beschäftigen 26000 Personen.“ (Von so vielen Dienern der Gerechtigkeit könnte man sich, dünkt mich, schon eine bessere Polizey und Rechtspflege versprechen, als man sowohl in der Hauptstadt, als in den Provinzen, nicht ohne Entsetzen gewahr wird. Man höre nur weiter!)

„Jährlich werden ungefähr 600 Personen ermordet, ohne diejenigen Menschen zu rechnen, die unter den Händen der 12400 im Reiche befindlichen Aerzte sterben.“ (Das letztere, in Ansehung der Aerzte, will ich mir allenfalls gefallen lassen; denn das gründet sich auf ein altes Herkommen, welches die Schüler des Hippokrates in allen Ländern gemein haben und das unmöglich abzubringen ist. Aber was die erstern anbetrifft, die kein solches Mordprivilegium besitzen und Andere, sie seyen Patienten, oder nicht, wider alle Vorschriften der Facultät in die Ewigkeit befördern, diesen sollte und könnte allerdings, durch eine bessere Aufsicht, Einhalt geschehen.)

„Die Anzahl der Weltgeistlichen, fähret Herr Galanti fort, Mönche und Nonnen, wird beynahe auf 100.000 Seelen angegeben.“ (Diese könnte man ohne Bedenken unter die Hälfte herunter setzen.) „Die

ganze

ganze Bevölkerung des Reichs kann sich auf 4. 780. 000 Seelen belaufen. Nach des Herrn Galanti Berechnung könnte sie bis zu 100 Millionen vermehret werden." (Aber da müsten keine Klöster mehr seyn, die Priester heurathen dürfen und das Kastriren abgeschafft werden.) Ich erinnere hierbey, daß dieses alles blos von Neapel, ohne Sicilien, als wovon im ersten Theile nur die Rede ist, verstanden werden müsse.

Da ich zuvor von der Gerechtigkeit, die in diesen beyden Reichen gehandhabet wird, eben nicht das beste Urtheil gefällt habe, so will ich hier zwey Königl. Edicte anführen, die auf dieselbe Bezug haben und mir gewissermaaßen zu widersprechen scheinen; worauf ich aber mit einigen andern Anecdoten hervortreten und meine Meynung demungeachtet zu behaupten suchen werde.

Das erste Edict ist vom 12. Februar 1779. Diesem zufolge soll künftig keine Frauensperson, welches Ranges oder Standes sie auch seyn mag, eine Klage wider denjenigen, der sie ihrer Ehre beraubt hat, erheben können, wenn er ihr gleich die Ehe, es sey mündlich, schriftlich, vor Zeugen, kurz, so förmlich als es wolle, versprochen hat. Der einzige Fall, da erwiesen wird, daß wahre Gewalt gebraucht worden, ist ausgenommen. Der Bewegungsgrund zu dieser neuen Verordnung, der darinne angeführet wird, ist, daß die bisherige Gelindigkeit der Gesetze, dergleichen Klägerinnen Gehör zu geben, keine Möglichkeit übrig gelassen habe, zu verhüten, daß die Ruhe und die Ehre der Familien nicht oft durch Verführerinnen gestöret worden. — Allein mich dünkt, dieser Bewegungsgrund sey viel zu leicht, als

daß

daß er auf der Wagschaale der richterlichen Weisheit und Unpartheylichkeit die Gründe des Gegentheils aufwiegen könnte? Um etwa auf der einen Seite billigen Beschwerden abzuhelfen, giebt man hier vielleicht auf der andern zu tausend eben so rechtmäßigen Klagen Gelegenheit. Oder ist die Macht der Verführung wohl blos auf der weiblichen Seite? Ist sie nicht auch auf der männlichen, und vielleicht da zu allererst? Man weis ja, daß Schaamhaftigkeit und Sittsamkeit natürliche Tugenden des andern Geschlechts sind, und daß diese durch männliche Verführer erst ausgetrieben werden müssen, ehe ein Frauenzimmer fähig werden kann, ähnliche Versuche gegen eine Mannsperson zu wagen. — Freunde der Moral und der Menschheit! ich bitte euch, vertheidiget die Sache des schönen Geschlechts und setzet diese Betrachtungen, wenn ihr wollet, noch weiter fort.

Nach dem Inhalte des zweyten Edicts soll künftighin kein Verbrechen mehr mit Geldbuße, sondern am Leibe gestraft werden. Die Absicht ist, mehrere Gleichheit in Bestrafung der Schuldigen einzuführen, und wohlhabenden Verbrechern den Vortheil zu benehmen, dessen sich die Armen nicht bedienen können. Besonders will man hierdurch alle Gerichte von dem Verdachte befreyen, als wenn sie sich durch Geld zu Ungerechtigkeiten in ihren Sprüchen verleiten ließen. — Der Zweck dieser Verordnung ist allerdings schön, aber, wie ich fürchte, schwer zu erreichen, zumal wenn der Adel unter denen, welche am Leibe gestraft werden sollen, ebenfalls mit verstanden werden muß. Zu was für neuen Kabalen wird nicht bey Leuten von Stande

und Reichthum und bey deren Sachwaltern die Furcht vor leiblichen Züchtigungen Anlaß geben! —

Unterdessen ist die Absicht des Königs hierbey allemal löblich, und man siehet sowohl aus diesen, als aus andern seinen Justiz-Verordnungen, daß er in der That nichts eifriger wünsche, als die Barbarey und Chicane aus allen Gerichtsstäten seines Reichs zu verbannen und allen seinen Unterthanen ein gleiches Recht wiederfahren zu lassen. Daß er es in diesem Puncte noch nicht dahin, wohin er gewollt, hat bringen können, daran ist nicht er, sondern die Verdorbenheit der Nation Schuld, über welche er herrscht und deren einmal verwilderte Sitten sich nicht so leicht und so geschwind umbilden und veredeln lassen. Es wird also ohnstreitig noch manches Jahrzehend vergehen, ehe Ferdinand, oder ein ihm ähnlicher Nachfolger, der wütenden Rach- und Mordsucht, die noch fast täglich in Neapel, wie in Rom, so vielen Menschen das Leben raubet, ingleichen der geldgierigen, ränkevollen Bosheit, wodurch sich der größte Theil dieser Nation, (die Sicilianer mit einbegriffen,) vor andern Völkern auszeichnet, ferner dem ungezähmten Luxus, der unbändigen Faulheit, und besonders den ungeheuren und namenlosen Sünden der Wollust, die mit samt ihren gräßlichen Folgen ihre Wohnungen in Neapel und Sicilien gleichsam aufgeschlagen haben, wird Einhalt thun können.

O möchten doch die dirigirenden Mitglieder der neuen Aufklärungs-Union sich dieser verblendeten und unglücklichen Nationen erbarmen und unter dieselben einige Tausende ihrer gemeinen Brüder, (denn mit Wenigen dürften sie dieses wichtige Geschäft nicht

anfangen,) baldmöglichst absenden, damit die bey ihnen herrschendgewordenen schändlichen Laster endlich einmal unterjocht und die längstverjahrten Irrthümer und Vorurtheile, die für die menschliche Vernunft ein wahrer Schimpf sind, um ihr ehrwürdiges Ansehen gebracht würden! —

Es ist gewiß, daß in Neapel das Blut des heiligen Januarius immer noch das Orakel der Nation ist. Dieses merkwürdige und höchstwunderbare Blut wird in der Hauptkirche in einem crystallenen Fläschgen aufbewahret und außer den, diesem Heiligen besonders gewiedmeten, Festtagen, nur bey außerordentlichen Vorfällen, als bey sich eräugnenden Seuchen, Kriegen, Erdbeben u. dergl. dem Volke vorgezeiget. Wenn es unter währendem dieserhalb angestellten feyerlichen Hochamte flüßig wird, (denn außerdem ist es geronnen,) so ist dieß ein Zeichen, daß der Heilige dem Lande gnädig ist, und das hierüber vor Freuden außer sich gesetzte Volk bricht in die lautesten Jubel, bisweilen auch in die heftigsten Ausschweifungen aus. Geschieht es aber, daß es, trotz aller Invocation und Adoration des Priesters und des Volks, hart und zähe bleibt, wie es gewöhnlich ist, so schließet man hieraus, daß der erzürnte Heilige sich durch nichts versöhnen lassen wolle, und die hierüber entstehende Unruhe und Bestürzung verbreitet sich allenthalben und gehet über alle Vorstellungen.

Ich könnte meine Leser mit noch mehr dergleichen erbaulichen Anecdoten unterhalten, die ebenfalls klar beweisen würden, wieviel blinder Aberglaube noch in diesen ansehnlichen Reichen anzutreffen sey; allein ich kann dieselben theils als schon genugsam bekannt voraus-

setzen

setzen, theils will ich sie den vorgedachten weisen Herren Unionisten zu erzählen überlassen, die gewiß nicht ermangeln werden, hiervon sehr umständlich Bericht zu erstatten, wenn sie, wie man es von ihnen vermuthen kann, die durch sie überall verrichteten Wunder der Aufklärung in ein genaues Verzeichniß bringen nnd dem erstaunten Publicum siegprangend mittheilen werden.

O möchte doch durch ihre großmüthigen Bemühungen auch endlich einmal das unvernünftige Kastriren abkommen, welches, zur Schande der Menschheit, nirgends mehr, als in Neapel, gebräuchlich ist! — Noch immer hält und privilegirt man daselbst Häuser, über deren Eingängen ein Schild befestigt ist, worauf die Worte stehen: „Hier werden wohlfeil Knaben kastriret.“

Ihre erste und vornehmste Sorgfalt aber sollten, meines Erachtens, jene dienstfertige Herren ohnstreitig auf die Aufklärung und Verbesserung der Neapolitanischen und Sicilianischen Geistlichen wenden. Denn diese sind, leider! noch bis auf diese Stunde solche Antipoden der Apostel, (ich rede nicht von allen: A potiori fit denominatio,) daß man sie eher für heidnische Götzenpriester, als für christliche Sittenlehrer ansehen sollte. Kein Wunder, daß in diesen Ländern auch die Sitten der Layen, vornehmen und geringen Standes, so äußerst verdorben sind, daß man, um nicht zu wenig davon zu sagen, lieber gar nichts sagen muß.

Vielleicht ist es hier am rechten Orte, des fürchterlichen und verwüstenden Erdbebens zu gedenken, welches vor ohngefähr 6 Jahren die schönsten Gegenden Si-

ciliens und Calabriens beynahe zu Grunde gerichtet hat. Ich bin zwar eben nicht gesonnen, dasselbe für ein wohlverdientes göttliches Strafgericht auszugeben, (denn ich weis so gut, als irgend ein Theolog, daß man nicht richten müsse) aber es ist doch allerdings sehr merkwürdig, daß diese schreckliche Plage gerade solche Provinzen betroffen hat, deren Einwohner bekanntermaaßen mehr, als selbst die in Rom und Venedig, mit den lieben 10 Geboten nur immer sehr leichtsinnig umgegangen sind und damit gleichsam ihr Gespötte getrieben haben.

Schon längst hat man die Anmerkung gemacht, (und besinne ich mich recht, so findet man sie auch schon beym ehrlichen Hübner,) daß alle Insulaner böse Leute, unter allen Insulanern die Einwohner Siciliens besonders schlimm und unter diesen wieder die Bürger zu Meßina die ärgsten wären. Doch ich will diesen Punkt weder untersuchen, noch entscheiden, sondern dafür etwas von dem großen Erdbeben erzählen.

Dieses trug sich beynahe zu einerley Zeit in dem Königreiche Sicilien und in dem untersten Theile von Neapolis zu. Es war nehmlich der 5. Februar 1783. wo Meßina, diese sonst so reiche, schöne und blühende Stadt, in einen öden Steinhaufen verwandelt wurde. Das Schrecken und die Angst der Einwohner, als die Erde unter ihren Füßen den ersten Stoß empfing, mit welchem sogleich Häuser, Palläste und Kirchen über einander stürzten, war unbeschreiblich. Mehr als 5000 Menschen verloren dabey unvermuthet ihr Leben, und die Uebriggebliebenen irreten lange Zeit in Armuth, Kummer und einer ängstlichen Unentschlossenheit umher, weil sie nicht wusten, wo sie eine bleibende Stäte finden sollten.

Eben

Eben dieselbe Erschütterung zerstörte auch die Calabrischen Städte Reggio, Bagnaro, Scilla, Palmi, Seminaro und noch verschiedene andere. Nach den Bemerkungen der Gelehrten, war der Mittelpunct des Erdbebens unter dem südlichen Calabrien und der mitternächtlichen Spitze von Sicilien, das Ende aber unter den Flüssen Samate und Corace zu suchen, welche in die Meerbusen St. Eufemia und Squillace fließen, und diejenige Erdenge bilden helfen, die das nördliche Calabrien von dem südlichen trennet. Die Gegenden in der Mitte haben am meisten gelitten. Die Berge sind da gespalten und gesunken, plötzlich entstehende Abgründe verschlangen alles, was sich ihnen näherte. Die Bäume wurden aus ihren Wurzeln, die Städte aus ihren Fundamenten gerissen. Die Quellen und Flüsse versiegten, oder nahmen einen andern Lauf. Der sonst so tiefe Fluß Petracy ist nicht mehr. Lauter Beweise von der Gewalt unterirrdischer Feuer. Man sahe mit Erstaunen und Entsetzen, wie so viele schöne mit Weinreben prangende Hügel mit einem male zu stehenden Seen und mehr als 30 Dörfer und 40 Städte, darunter 7 einen bischöflichen Sitz hatten, von dem sich aufthürmenden Meere plötzlich überschwemmet wurden. Denn auch das Meer nahm an dieser fürchterlichen Scene Theil. So wie die Häuser auf dem Lande, eben so erfuhren manche Schiffe diese gewaltsame Erschütterung. Die Laffetten wurden mit ihren Kanonen einige Zoll auf dem Verdecke der zu Meßina vor Anker liegenden Schiffe in die Höhe geworfen. Die Ebbe und Fluth in dem Meerbusen bey Tarent erfolgte unordentlich, und die Fluth blieb aus, da indessen in dem Canale bey Meßina das

 Auf-

Aufschwellen des Meeres die unglücklichen Küstenbewahrer mit fortriß. — — Die Marquise von Spadara fiel zu Meßina bey der ersten Erschütterung in Ohnmacht. Ihr Gemahl hob sie auf, eilte mit ihr nach dem Hafen und machte Anstalten, sich einzuschiffen. Seine Gemahlin kam unterdessen zu sich, und da sie ihren Sohn nicht sahe, so eilte sie zurück nach ihrem Hause, nahm ihn aus der Wiege, und wollte die Treppe herunter, allein diese stürzte ein. Nun eilte sie aus einem Zimmer in das andere, alles stürzte hinter ihr ein. Sie rettete sich auf einen Balcon, den einzigen Zufluchtsort, den sie wuste, schrie um Hülfe und zeigte ihren Sohn, allein jedermann hatte für seine eigene Sicherheit zu sorgen. Das Feuer ergreift indessen das Haus, und das unglückliche Opfer mütterlicher Zärtlichkeit hielt den Gegenstand ihrer Liebe und die Ursache ihres Todes in den Armen und wurde mitten unter den Flammen zerschmettert.

Die berühmte und reiche Fürstin Giarace Grimaldi befand sich in ihrer Stadt Girace. Unter ihrem Pallaste öffnete sich ein Feuerschlund, welcher sie, als sie eben zur Tafel gehen wollte, mit ihrer ganzen Familie verschlang; worauf sich die Flammen über die ganze Stadt verbreiteten. Nach 36 Stunden fand man durch Nachgraben die Verunglückte unter der Erde kaum kalt, ganz schwarz und voller Schaum.

Das nehmliche Schicksal hatten der Graf von Strapoli und der Prinz und die Prinzeßin von Coplete, nebst 3 ihrer Kinder, ingleichen der Herzog und die Herzogin von

Ba-

Bagnara, die auf ihren Gütern wohnten und unter den Trümmern ihres Pallasts begraben wurden.

Mehrere solche traurige Beyspiele findet man in den ausführlichen Beschreibungen dieses Erdbebens, welche seitdem in Italien und Deutschland öffentlich ans Licht getreten sind, vornehmlich in dem Werke des ersten Neapolitanischen Hofarztes, Johann Vicenzio, welches den Titel führet: „Geschichte und Theorie der Erderschütterung im Allgemeinen und der in Calabrien und Meßina im Jahr 1783. insbesondere.“ Dieses Werk enthält eine aus den glaubwürdigsten Berichten gezogene Geschichte der im benannten Jahre in Calabrien erfolgten Erderschütterungen, und man siehet daraus, daß die Zahl aller Einwohner in Calabrien, in den Monaten Februar und März 1783. also unmittelbar vor den daselbst ausgebrochenen verheerenden Erschütterungen, sich auf 439776 Seelen belaufen habe, daß davon 29451 Seelen ein Opfer der hierauf erfolgten Unglücksfälle geworden, und also nur 410325 übrig geblieben sind.

In Sicilien, wo, außer Meßina und mehrern Städten, auch die ansehnliche Stadt Catanea verwüstet wurde, ist beynahe eine gleiche Anzahl Menschen ums Leben gekommen. Von der Hauptstadt Meßina sind, wie man versichert, kaum 3 Kirchen und 6 Häuser stehen geblieben. Der unglückliche Schutthaufen war hierauf mehrere Tage hindurch ein offenbarer Schauplatz, nicht nur des Grauses und Elends, sondern auch der Verwirrung und Zügellosigkeit, indem der Pöbel alles, was noch übrig war, raubte und plünderte. Ein neuer Beweis,

das

daß ruchlose Gemüther auch durch die größesten Unglücksfälle nicht gebessert werden. Man würde vielleicht die, von denen hier die Rede ist, noch einigermaaßen entschuldigen können, wenn sie zu Stillung ihres Hungers blos Lebensmittel geraubt hätten, aber was will man dann zu ihrer Rechtfertigung sagen, wenn man höret, daß sie sich nicht nur an den Kostbarkeiten der Erschlagenen und Versunkenen oder Kaumgeretteten vergriffen haben, sondern daß viele von ihnen sogar boßhaft und frech genug gewesen sind, auch die geborgenen und noch brauchbaren Habseligkeiten den erschrockenen Eigenthümern derselben mit Gewalt aus den Händen zu reißen? — — —

In Wahrheit! hier ist, wie man aus allen Umständen siehet, noch kein Funken von eurem Lichte vorhanden, ihr berühmten Aufklärer und Menschenverbesserer! O erinnert euch eures grossen, innerlichen Berufs, und eilet, die Fackel der Erleuchtung, die in Deutschland bereits so helle Flammen von sich wirft, daß man die glänzende Mittagssonne kaum mehr dafür erkennen kann, auch unter jenen verfinsterten Himmelsstrichen lodern zu lassen!

---

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hempel, Christian G.

Kurzer Abriß der neuesten europäischen Denkwürdigkeiten, Politick, Religion, Sitten, Geschmack und Litteratur betreffend

Bd.: 2

Berlin (1789)

ESlg/Eur. 999 l-2#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb00068851-7
VD18 11169842